

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise,

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

In der Halle zog er seinen großen Oberrock an und ging dann die Stiege hinab zu jenem Thor, wo der Wagen warten sollte. Mr. Sanders stand baselbst, ängstlich auf Lord Chetwynd's Rückkehr wartend. Monk's Wagen stand in Bereitschaft und der Kutscher schlummerte auf dem Bock.

Monk verweilte noch ein wenig, um dem Verwalter die Hand zu drücken und einige Worte mit ihm zu wechseln. Mr. Sanders war in Trauer und sah von dem schweren Unglück, das seinen armen, jungen Gebieter betroffen hatte, ganz niedergedrückt aus. Der Verwalter hatte Bernice in Chetwynd Park nicht sehr freudig willkommen geheißen. Er glaubte, Sylvia Monk sei durch Lord Chetwynd's übereilte Heirath mit Bernice sehr beschädigt worden. Er hielt das namenlose Inselmädchen für keine würdige Gattin für einen Marquis von Chetwynd. Er hatte diese Mesalliance in seinem Sinne stets heimlich beklagt, war aber jetzt von aufrichtigem Schmerz über Bernice's trauriges Geschick erfüllt. So jung zu sterben, einen Gatten, wie den ihrigen, verlassen zu müssen, von Chetwynd Park und seinen Herrlichkeiten zu scheiden, — das erschien ihm wirklich schrecklich.

Er zwang sich jetzt zu einiger Heiterkeit.

„Sie sollten auf den Schnellzug warten, Herr,“ sagte er auf seine Uhr schauend. „Der nächste Zug hält auf jeder Station.“

„Das ist mir eben recht,“ sagte Monk. „Sie wissen, Sanders, daß ich jetzt bei einer Advokatenfirma arbeite, und ich habe in Geschäftsangelegenheiten auf einer kleinen Zwischenstation zu thun. Geschäfte lassen Einem wenig Zeit, sich dem Kummer hinzugeben, Mr. Sanders. Ich will bald wieder herkommen, und hoffe dann Chetwynd etwas gefakter zu finden. Ach, ein Trauerhaus ist ein trübseiger Aufenthalt.“

Er ging zum Wagen hinab, stieg ein, und fuhr durch die Allee gegen Eastbourne zu.

Es dunkelte bereits und der schwere Decemberebel lag auf dem Walde und über dem Wasser. Auch Gilbert Monk wurde plötzlich gedrückt und ängstlich. Er fing an Furcht wegen Bernice in ihrem Schlafe zu empfinden. Die Wirkung des Giftes mußte nun bald vorüber, sie mußte dem Erwachen nahe sein. Wie, wenn Lord Chetwynd noch in der Gruft wäre — wenn sie nun erwachte und Lord Chetwynd sie aus den Klauen ihrer Feinde befreite!

Dieser Gedanke allein trieb Monk schon den kalten Schweiß auf die Stirne. Seine Ungeduld wurde fast unerträglich.

Als er in die lange Straße von Chetwynd am See einbog, fuhr Lord Chetwynd's Wagen auf der Rückkehr am Parke an ihm vorbei. Durch's Fenster erhaschte er einen flüchtigen Blick von Lord Chetwynd's gebeugter Gestalt und dem ehrwürdigen alten Pfarrer, der neben ihm saß, dann trennten sich die Wagen und jeder rollte seiner Bestimmung zu.

„Diese Gefahr ist abgewendet,“ dachte Monk, mit dem rostigen Schlüssel in seiner Tasche spielend. „Die Kirche ist gewiß schon gesperrt; und wenn sie jetzt erwacht, bringt selbst ihr lautestes Geschrei an kein menschliches Ohr.“

Der Wagen fuhr rasch durch das Dorf, bis er endlich an der alten, grauen Steinkirche vorbei kam, welche bereits zugesperrt war und öde und verlassen da lag.

Gilbert Monk war während der weiteren Fahrt nach Eastbourne sehr ruhig, aber seine Finger spielten unaufhörlich mit dem großen Schlüssel, der ihm, wie er glaubte, zu einem unermeßlichen Vermögen verhelfen sollte.

In der Stadt angelangt, fand Monk den Zug schon zur Abfahrt bereit. Er hatte kaum Zeit, sich eine Fahrkarte nach London zu lösen, und in ein leeres Coupé zu springen, das ihm der Conducteur aufmachte. Kaum saß er auf seinem Platze, als sich der Zug auch bereits in Bewegung setzte.

Mont schaute aus dem Fenster und sah, daß viele Leute auf dem Bahnhofe waren, welche seine Abreise gesehen hatten, und er lächelte.

Es dunkelte bereits stark, als der Zug hinter Eastbourne an Wiesen, Feldern und Farmhäusern vorbei kam, worüber Mont sehr froh war. Als der Zug auf der ersten Station hielt, stand er auf, öffnete die Coupéthüre mit einem Schlüssel, den er zu diesem Zwecke immer bei sich trug, und stieg auf der entgegengesetzten Seite von der Station aus. Dann schritt er mit seinem Mantelsack in der Hand durch die Dunkelheit, ohne von Jemandem bemerkt worden zu sein, einen Feldweg entlang. Er ging rasch, wie einem bestimmten Ziele zu. Der Zug dampfte langsam weiter, und als er um eine entfernte Ecke verschwand, trat Gilbert auf eine zu beiden Seiten mit Hecken begrenzte Landstraße hinaus.

Hier stand ein geschlossener Wagen, vor welchen zwei Pferde gespannt waren. Ein Kutscher saß rauchend und wie es schien, sehr wachsam umherschauend, auf dem Boock.

„Bist Du es, Flack?“ fragte Mont, näher tretend.

Der Kutscher bejahte und sprang vom Boock herab. Er öffnete den Wagenschlag, ergriff Mont's Mantelsack, stellte ihn unter den Sitz, und wartete dann, daß Mont in den Wagen steige.

„Hast Du alles Nothwendige in Bereitschaft?“ fragte Mont. „Wo hast Du die Blendlaterne?“

Flack nahm unter dem Wagensitze eine Laterne hervor. Er schob die Blende zurück und ein rothes Licht erhellte den Wagen. Man sah den Vorderitz mit Shawls, Mänteln und Kleidungsstücken bedeckt. Auch ein kleiner Korb, mit Wein- und Branntweinflaschen und Bisquit gefüllt, stand zum Gebrauche bereit.

„Das ist gut,“ erklärte Mont. „Ich glaube, wir haben alles Nöthige.“

Er wandte die Laterne so, daß ihr Schein in das Gesicht des Kutschers fiel. Es war eine rechte Spizbubenphysiognomie, gemein und thierisch, wie man sie oft in Gerichtshöfen sieht.

Dieses Gesicht war auch vor Gericht nicht fremd. Die niedrige, eingedrückte Stirn, das kurzgeschorene Haar, die großen wegstehenden Ohren, der vorspringende Kiefer, der breite Mund und die kleinen schielenden Augen — alle diese dem Manne eigenen Züge waren der Londoner Polizei wohl bekannt. Der Bursche hatte bereits zwei Gefängniß- und eine Galeerenstrafe durchgemacht. Erst kürzlich hatte er wieder etwas angestellt, was ihn mit den Gerichten in Berührung brachte, und Flack hatte bei Scotsby und Newman um seine Vertheidigung angejucht. Auf diese Art hatte Gilbert Mont von ihm gehört.

Mont hatte sich mit dem Vorleben dieses Mannes bekannt gemacht und so viel darüber erfahren, daß Flack, welcher seinem Vertheidiger mehr anvertraute, als für seine Zukunft, wenn er eine Gerichtsstrafe fürchtete, gut war, dadurch vollkommen in seine Gewalt gegeben war. In einer geheimen Unterredung mit Flack hatte Mont die Miene eines Meisters angenommen.

Der Bursche war ein thierischer, roher, gewissenloser, niedriger Mensch, aber er klammerte sich an Mont wie ein rechter Feigling. Mont setzte es durch, daß Flack nicht vor Gericht erscheinen durfte, und schloß dafür mit diesem einen Vertrag, daß er ihm treu dienen mußte; und da er den Ver-

brecher einstweilen vor der Strafe bewahrte, hatte er sich in ihm einen ergebenen Sklaven gesichert.

Flack schloß die Laterne wieder, und stellte sie unter den Stuhl. Mont stieg in den Wagen und sagte leise:

„Fahre langsam. Wir werden um Mitternacht in Chetwynd sein. Spare die Pferde für die weitere Fahrt. Sei vorsichtig, und jezt vorwärts.“

Die Wagenthüre schloß sich, der Kutscher stieg wieder auf den Boock, und Gilbert Mont lehrte heimlich zur Pfarrkirche nach Chetwynd am See zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Es war nahe an Mitternacht und stockfinster, als Gilbert Mont's geschlossener Wagen an einem Punkt auf der hügelichen Straße heraus kam, von welcher man das Dorf Chetwynd überblickte. Mont ließ hier den Wagen halten und stieg aus. Das Dorf unten lag finster und schweigend da; kein Lichtschimmer durchdrang die Finsterniß.

„Es ist die rechte Nacht zu unserem Unternehmen,“ sagte Mont. „Wir könnten keine bessere haben. Du mußt, wie Du weißt, mit dem Wagen hier bleiben. Wagengerassel auf dem Straßenpflaster um diese Stunde würde das ganze Dorf aufwecken. Wie scharf der Wind bläst. Ich wette, daß in dieser kalten und stürmischen Nacht Niemand auf der Straße ist. Das Mädchen wohnt eine halbe Meile von hier. Sie wird trotz der Finsterniß bereit sein. Mädchen sind zu einer Flucht immer bereit. Ich werde allein hinabgehen, und Du wartest hier, bis ich wiederkomme, selbst wenn's bis zum Morgen dauert.“

„Ja, gnädiger Herr,“ sagte Flack. „Sie werden mich hier finden, selbst wenn Sie bis Maria Verkündigung ausbleiben.“

„Gieb mir die Laterne, ich werde sie brauchen. Auch den langen schwarzen Mantel mit der Kapuze. Und vergiß nicht den Korb mit dem Branntwein und den Werkzeugen. Ihr Vater hat sie vielleicht eingesperrt und ich muß sie dann befreien. Es sind auch Damenschuhe in dem Korbe und andere nothwendige Dinge. — So ist's gut!“

Mont nahm den Mantel und den Korb auf den Arm und belastete sich noch mit anderen Dingen, die er für nothwendig hielt. Dann ermahnte er Flack nochmals, nicht einzuschlafen, auf seine Rückkehr aufzupassen und schritt den Hügel hinab, dem Dorfe zu, seinem Gefährten bald aus den Augen verschwindend.

Flack glaubte, wie wir gesehen haben, daß sein Herr eine Flucht mit einer jungen Dame vorhabe.

Dieser hatte die halbe Meile bald zurückgelegt. Als er sich der alten grauen Kirche näherte, hörte er die Glocke von Chetwynd-Park, der eine Meile entfernt war, Mitternacht schlagen.

Er schlich zum Friedhofsgitter hinter der Kirche, öffnete es leise und trat ein. Er schloß das Gitter wieder und schlich dann am Pfarrhause vorbei, das in Nacht und Stille eingehüllt dalag, zur Kirchenthüre, wo er sich lauschend zusammenkauerte.

Es war Niemand auf der Straße, aus dem Innern der Kirche drang kein Ton heraus. Er ließ eine schmale Lichtspur aus seiner Laterne fallen, und fand dabei das Schloß an der Kirchenthüre. Er hatte vor einer Woche bei einem geheimen Ausfluge hierher, während man ihn in London vermuthete, einen Wachsabdruck von dem Schlüssellocke ge-

nommen, und war nun mit einem Schlüssel versehen, mit welchem er die Thüre aufsperrte. Er öffnete, trat in die Kirche und sperrte wieder hinter sich zu.

Seine Laterne war unter seinem Rocke versteckt. Wie finster und gespenstisch der Ort erschien! Wie schwer die Luft war!

Ein mattes Licht drang durch die gemalten Fensterscheiben herein, und Monk konnte die Umrisse der Kanzel des Hochaltars, der Galerie mit dem Chore und der hohen Kirchenstühle sehen.

Er wagte es nicht, mit seiner Laterne umherzuleuchten, aus Furcht, irgendwie entdeckt zu werden. Er bekam fast Angst in dieser fürchterlichen Dunkelheit. Es schien, als ob diese hohen Kirchenstühle besetzt wären. Er wurde aufgeregt und hielt unwillkürlich seinen Athem an.

Seine Furcht besiegend, schlich er durch das Kirchenschiff, dessen Fußboden mit Marmorplatten bedeckt war, welche Inschriften von Chetwynd's trugen, die darunter begraben lagen. Hinter dem Hochaltar war eine stets verschlossen gehaltene Thüre, welche zur Stiege führte, über die man in die Gruft hinabgelangte. Monk hatte sich auch mit einem Schlüssel zu dieser Thüre versehen und öffnete sie rasch. Ein feuchtkalter Luftstrom drang ihm entgegen.

Monk ließ nun das volle Licht seiner Laterne ausströmen und schlich die breite Steintreppe hinab. Er schaute fortwährend mit unruhigen, hastigen Blicken umher und hielt unter dem gewölbten Steinbogen unten stille. Eine Thüre führte von hier in die Familiengruft der Chetwynd's. Der Schlüssel, den er aus dem Schranke der Bibliothek in Chetwynd-Park gestohlen hatte, verschaffte ihm den Eintritt in die Gruft.

Diese war ein weites, langes Gewölbe, fast so groß, als die Kirche oben. In regelmäßigen Zwischenräumen wölbten sich Steinbogen, welche den Boden der Kirche trugen. An den Wänden waren große gemeißelte Steinblöcke angebracht und auf diesen ruhten die Särge. Einige standen auch in Nischen.

Monk schlich durch das Todtengewölbe bis zu jenem Steinblocke, auf welchem Bernice's Sarg gestellt worden war, und ließ den vollen Schein seiner Laterne darauf fallen. Er fand den Sarg bald heraus, denn er erkannte ihn an dem noch ungedämpften Glanz der silbernen Handhaben. Um vollkommen sicher zu sein, untersuchte er die schimmernde Silberplatte und las daraus die Inschrift: „Bernice, Gattin des Rog, neunten Marquis von Chetwynd, siebenzehn Jahre alt.“

Monk neigte sich über den Sarg, legte sein Ohr an den Deckel. Es drang kein Ton heraus.

„Himmel!“ flüsterte Gilbert, zum ersten Male sprechend, seit er den Wagen verlassen hatte. „Ist sie etwa zu sich gekommen, hat um Hilfe geschrien, ihre schreckliche Lage erkannt und ist aus Entsetzen darüber gestorben? Es ist die höchste Zeit, daß ich sie befreie! Sie ist am Ende todt?“

Er stellte seine Laterne auf den Sarg, nahm eins von den Werkzeugen, die er sich im Korbe mitgebracht hatte, und fing an, den Sargdeckel aufzuschrauben. Seine Hände zitterten so, daß er kaum arbeiten konnte. Das Herz schlug ihm, daß er glaubte, er müsse ersticken. Er hielt jeden Augenblick inne, um zu lauschen. Als der Deckel losgeschraubt und zurückgeschoben war, flimmerte es ihm so vor den Augen, daß er das Gesicht der Todten unter dem Glasdeckel nicht sehen konnte.

„Wie schwach ich bin,“ murmelte er. „Meine Finger sind auch ganz steif. Ich bin heute so nervös.“

Er nahm einen Schluck von dem Branntwein, den er für Bernice gebracht hatte; der kräftigte ihn wieder. Dann schob er den Glasdeckel weg und schaute voll in Lady Chetwynd's Gesicht.

Es hatte sich nicht verändert, seit er es zuletzt gesehen. Die langen, schwarzen Wimpern lagen auf den fallen, grauen, abgezehrten Wangen. Die spitze Nase, die eingesunkenen Augen, die halboffenen Lippen trugen so auffallend den Schein des Todes an sich, daß Gilbert sie wirklich für todt hielt.

Er legte seine Hand auf ihre Sterne. Sie war marmorkalt.

„Die alte Nagen muß sich in dem Gifte geirrt haben,“ sagte er in plötzlicher Wuth und Verzweiflung zu sich. „Vielleicht habe ich das Kügelchen verwechselt, das ich ihr gab. Sie ist ohne Zweifel todt. Mein Glück wird davon abhängen, was ich aus Sylvia heraus schlagen kann — nichts weiter. Und dafür habe ich gearbeitet und mein Geld ausgegeben — dafür!“

Er murmelte einen Fluch und knirschte mit den Zähnen.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er zog rasch einen kleinen Spiegel aus der Tasche und hielt ihn an die Lippen des Mädchens. Als er ihn wegnahm, war eine schwache Feuchtigkeit darauf.

Jetzt begann er ernstlich zu arbeiten. Er zog seinen Rock aus und schraubte den ganzen Sarg auseinander, eine Arbeit, die Zeit und Geschicklichkeit erforderte. Der Schweiß floß ihm von der Stirne, seine Arme und Hände schmerzten von der ungewohnten Arbeit, aber er hielt nicht inne, um sich auszuruhen. Der Glaube, daß Bernice lebe und bald erwachen müsse, verlieh ihm eine fast herkulische Kraft.

Er nahm den ganzen Sargdeckel weg und stellte ihn bei Seite, und die Gestalt Bernice Chetwynd's in ihrem weißen Seidenkleide, mit den verwelkten Rosen an der Brust, lag ausgestreckt vor ihm.

Er breitete den Mantel, den er mitgebracht hatte, auf einer leeren Steinbank aus, nahm die starre Gestalt in seine Arme, und legte sie darauf. Dann trat er zu dem leeren Sarge zurück.

„Ich werde eine Wachfigur machen lassen und da hinein legen,“ dachte er. „Aber jetzt brauche ich etwas Schweres.“

Er schaute suchend umher, und erblickte in einer Ecke einen Haufen Steine, die von einer Ausbesserung in dem Gewölbe zurückgeblieben waren. Er nahm sie, und legte sie so dicht nebeneinander in den Sarg, daß sie kein Geräusch machen konnten, selbst wenn er gerückt wurde. Dann legte er den Sargdeckel wieder darauf und schraubte ihn zu. In einigen Minuten sah der Sarg wieder so aus, als ob er gar nicht berührt worden wäre. Nun näherte er sich mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung wieder der starren, leichenähnlichen Gestalt. Ihre andauernde Unbeweglichkeit ängstigte ihn. Er glaubte sich mit seiner Spiegelprobe getäuscht zu haben, und wiederholte das Experiment mit dem gleichen Erfolge.

„Sie lebt!“ rief er laut und triumphirend. „Vielleicht soll ich der geschwächten Natur zu Hilfe kommen. Ich muß etwas thun für sie.“

Er rieb ihre Hände mit fieberhafter Aufregung. Er

stößte ihr etwas Branntwein zwischen die Lippen und rief sie leise, damit sie erwache.

Und langsam — o, so langsam — begann die starre Gestalt sich zu beleben. Die steifen Glieder wurden weicher, die kalten, wachsartigen Hände fielen leicht auseinander und ein Ausdruck von Leben kam in das todte Gesicht. Die graue, leichenfahle Farbe begann wie unter dem Drucke einer unsichtbaren Hand zu weichen und sah jetzt mehr einer krankhaften Blässe ähnlich. Gewiß, das Leben kehrte in den Körper zurück, aus dem es entflohen war. Das Blut begann in diesen Adern wieder zu fließen.

Montk stößte ihr in fieberhafter Ungeduld mehr Branntwein ein. Er traute seinen eigenen Augen nicht, mit denen er die langsame Veränderung vor sich gehen sah. Er hielt sie noch immer für todt. Aber endlich war der Zauber, der auf ihr lag, gebrochen. Das Blut floß rascher durch ihre Adern. Er fühlte ihr Herz an seiner Hand klopfen, und bald schlugen auch ihre Pulse wieder. Ihr Scheintodt war vorüber. Die zarten und durchsichtigen Augenlider zuckten und bebten und öffneten sich, und Bernice's glänzende, wie Sterne leuchtende Augen schauten wirr und stauend umher.

Montk trat, von heftiger Bewegung übermannt, zurück. Sie lebte — lebte, und außer ihm hielten sie Alle für todt! Sein Glück war gemacht!

Die großen, braunen Augen blieben verwundert an der Steinische haften, und Bernice's süße Stimme rief ganz leise und schwach, fast unhörbar:

„Rog! Rog!“

Montk konnte ihr nicht antworten. Seine Wangen glühten, seine Augen funkelten, seine wilde Freude machte ihn sprachlos.

„O Rog,“ sagte die flüsternde Stimme leise, „ich habe einen so entsetzlichen Traum gehabt, und ich bin so müde, mein Liebling. Nimm mich in Deine Arme, Rog, mir ist so kalt.“

Montk zwang sich jetzt durch seine Willenskraft, etwas zu thun. Er zog aus seiner Tasche eine Branntweinflasche, worin ein unschädliches Schlafmittel gemischt worden war, und brachte sie, näher tretend, an die Lippen des Mädchens. Sie stieß sie matt und überrascht von sich.

„Du hier, Gilbert?“ flüsterte sie. „Bin ich nicht in meinem Zimmer? Nein! Wo bin ich? Wo ist Rog?“

„Rog ist in Chetwynd-Park,“ sagte Montk ruhig, „er liegt in seinem Bette und schläft vielleicht — und Du bist — hier!“

„Hier!“

Bernice richtete sich schwach auf einem Ellbogen auf und starrte wild umher. Der grusartige Charakter des Platzes fiel ihr auf den ersten Blick auf. Die Särge in den Nischen und auf den Steinbänken in den Wölbungen stößten ihr einen plötzlichen Schrecken ein. Erstaunt und verwundert blickte sie auf ihren brautähnlichen weißen Anzug.

„Wo bin ich?“ fragte sie. „Ich erinnere mich, ich hatte einen Frost, und — o ja, ich war sehr krank und sie sagten mir, daß ich sterbend sei. Ich sprach mit Rog und Sylvia und dann — Wo bin ich — wo bin ich?“ und ihre Stimme hallte wild und klagend durch die Gruft.

„Das Alles geschah vor einer Woche,“ sagte Montk. „Man hielt Dich für todt. Dieser Platz ist Chetwynd's Familiengruft unter der Pfarrkirche von Chetwynd am See. Du wurdest heute von Deinen Freunden mit allen einer

Marquise von Chetwynd gebührenden Ehren in diese Gruft gebracht. Rog ist im Parke, der alte Pfarrer und Sylvia sind bei ihm. Ich hatte eine Ahnung, daß Du Scheintodt warst, und kam her, um mich zu überzeugen. Dein Gatte und alle Welt hält Dich für todt, denn Deine Todesanzeige ist in allen Blättern veröffentlicht worden. Ohne mich hättest Du in dem Sarge dort, aus dem ich Dich nahm, sterben müssen. Du warst lebendig begraben.“

Ein fürchtbares Entsetzen malte sich in Bernice's Zügen. Mit weit aufgerissenen Augen und ausgebreiteten Armen sprang sie wie galvanisirt auf. Sie taumelte auf ihn zu, sie versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihr, und nur ein fürchtbar gellender, unartikulirter Laut löste sich von ihren Lippen. Dann sank sie bleich und regungslos zu Montk's Füßen nieder.

„Thor, der ich bin!“ schrie Gilbert Montk, „ich war zu voreilig. Ich habe sie getödtet.“

Fünftehntes Kapitel.

Die Furcht, daß er Bernice durch seine übereilten Enthüllungen getödtet habe, lähmte Gilbert Montk einen Augenblick lang. Er stand im Mittelpunkte der düsteren unterirdischen Halle, und die schwarzen Schatten lauerten in den Steinbögen um ihn her, und sein Gesicht war leichenfahl, während Bernice in ihrem langen, weißen Kleide besinnungslos zu seinen Füßen lag und das Licht der Laterne in ihr emporgewandtes Gesicht mit seinen geschärften, geisterhaften Zügen fiel.

Es war ein entsetzlicher Augenblick. Es schien Montk, als ob unsichtbare Hände ihm seinen Raub in der eigentlichen Stunde seines Triumphes entrisen hätten. Er schaute mit drohenden Blicken umher, als wollte er sich mit unsichtbaren Feinden schlagen. Er starrte auf die bewußtlose Gestalt zu seinen Füßen wie festgebannt hinab. Ein eifriger Luftstrom, erfüllt von Verwesungsdämpfen, strich über Bernice hin, und bewegte ihre seidnen Kleider. Montk glaubte, daß sie sich gerührt habe. Im nächsten Augenblicke war er wieder er selbst — kalt, selbstbewußt und energisch. Er beugte sich hinab, nahm das Mädchen in seine Arme und trug sie wieder zur Steinbank, legte sie auf den ausgebreiteten Mantel, und rief ihre Hände mit großer Energie.

„Es ist gewiß nur eine Ohnmacht,“ dachte er. „Sie muß sehr schwach sein. Die alte Ragen sagte, daß das Gift aus der Phiole Nummer Drei eine Person, die es nimmt, fürchtbar schwächt. Sie ist nur ohnmächtig geworden. Bernice! Bernice! Barmherziger Gott! Am Ende hat Jemand ihren Schrei gehört, und lauert vor der Kirche!“

Der Gedanke erfüllte ihn mit großer Angst vor der persönlichen Gefahr, in der er schwebte, wenn ihn Jemand in seiner jetzigen Lage entdeckte.

Er legte das Mädchen auf die Bank zurück und schlich über die feuchte Steintreppe zur Kirche hinauf.

Todtenstille herrschte daselbst. Man hörte keinerlei Geräusch, welches darauf hindeutete, daß sich Jemand Eintritt verschaffen wolle.

Er ging an allen Fenstern und Thüren vorbei und blieb überall lauschend stehen. Niemand rührte sich draußen, aber er hörte das Rauschen des Windes und das Brausen des Meeres.

Beruhigt, aber dennoch sehr angstvoll kehrte er schweigend in die Gruft zurück.

Bei der in die Todtenhalle führenden Thüre blieb er zurückweichend stehen. Bernice saß aufrecht auf der Steinbank, eine Hand an die Stirne gedrückt, wie Jemand, der sich auf etwas besinnen will, und mit den dunklen Augen voll Abscheu und Entsetzen umherschauend.

Sie sah in ihrem weißen Kleide mit dem bleichen Gesichte so geisterhaft aus, daß Gilbert Monk, dessen Nerven furchtbar erschüttert waren, sie einen Augenblick lang für eine Erscheinung, anstatt für ein lebendes menschliches Wesen hielt. Seine eigene Thorheit in demselben Augenblicke, wo er sich ihrer bewußt wurde, verächtlich belächelnd, näherte er sich ihr.

„Fühlst Du Dich jetzt besser, Bernice?“ fragte er, seinen Ton zur zärtlichsten Theilnahme herabdämpfend und die plötzliche Freude, die ihn erfüllte, verbergend.

„Besser?“ und Bernice's liebliche junge Stimme berührte ihn seltsam, während sie ihre großen Augen starr auf ihn heftete. „O, Gilbert, ist dieser Platz die Chetwynd'sche Familiengruft? Ist das wahr, was Du mir eben sagtest? Sind das meine Leichenkleider?“ Und sie schaute ihr Kleid voll Abscheu an. „Hat man mich hier begraben — um in einem dieser gräßlichen Särge zu vermodern?“ —

„Ja, Bernice.“

„O Himmel! Sie begruben mich, während ich noch lebte! Und wenn Du nicht gekommen wärst, Gilbert, wäre ich in einem dieser gräßlichen Särge erwacht — hätte gerungen, gebetet, um mein Leben gekämpft, und Alles vergebens! Vielleicht hätte ich mir auch das Fleisch von den Armen gebissen, wie ich es von anderen scheinotdt Begrabenen gelesen habe.“ Und sie strich ihr Gewand zurück und schaute entsetzt mit weit geöffneten Augen auf ihre abgezehrten Arme. „Vielleicht hätte ich mir in meinem furchtbaren Jammer die Haare ausgerauft. Ich hätte geschrien, und Niemand hätte mich gehört, und so wäre ich eines qualvollen Todes gestorben! O, Gilbert, wie kann ich Dir je für den glücklichen Zufall danken, der Dich hierher brachte? Doch wie kamst Du hierher?“

„Es war eine merkwürdige Flügung, Bernice. Ich habe einmal einen Mann gesehen, der nur scheinotdt war. Er ist bei seinem eigenen Leichenbegängnisse zu sich gekommen. Du sahst aus, wie er ausgesehen hat, als er in seinem Sarge lag, und ich hatte eine plötzliche Eingebung, daß, obgleich Du seit sechs Tagen todt zu sein schienst, der Lebensfunke doch noch irgendwo in Deiner Brust fortglänzte. Ich sprach mit Doctor Hartright von meinem Argwohne, er aber verwies mich strenge und sagte, daß Du wirklich todt seiest und mein Argwohn eine lächerliche Thorheit sei. Heute Nachmittag wurdest Du zu Grabe gebracht. Ich konnte aber heute Abend nicht einschlafen, der Gedanke, daß Du scheinotdt begraben worden seiest und nun in Deinem Sarge langsam ersticken und zu Grunde gehen müßtest, verließ mich nicht und so stahl ich mich fort und kam hierher. Das Uebrige kannst Du errathen. Die Vorsehung hat mich zu Deinem Retter gemacht. Ich habe Dich in's Leben zurückgerufen.“

„Und möge der Himmel Dich dafür segnen, Gilbert Monk! Ich werde Dich lieb haben, so lange ich lebe, für die That dieser Nacht!“ sprach Bernice mit leidenschaftlicher Innigkeit. „Ich will Deine Schwester sein. Du sollst in Chetwynd-Park eine Heimath haben, so lange Du lebst. Rog soll Dir einen schönen Jahresgehalt aussetzen. Ich werde nie, nie vergessen, daß Du mein Leben gerettet, daß Du

mich dem Grabe entrissen hast, der Verwufung und den Wurmern. O, Gilbert, vor welch' grauenvollem Gesid hast Du mich bewahrt!“

„Gräßlich — entsetzlich, in der That.“

Die Augen des Mädchens irrten schon zwischen den Särgen umher.

„Aus welchem dieser Särge hast Du mich genommen?“ flüsterte sie schauernd.

„Aus dem dort, auf welchem die Laterne steht. Ich habe den Deckel wieder darauf gelegt. Willst Du ihn ansehen?“

Bernice zögerte, dann nickte sie bejahend.

Monk half ihr auf die Füße, und führte sie dann, sie sanft unterstützend, zu dem Sarge, aus welchem er sie genommen. Der rothe Schimmer fiel auf die gravirte Platte des Sargdeckels. Bernice las die Inschrift mit Scheuem, entsetztem Flüstern, während sie sich schwerfällig auf Monk's Arm stützte.

„Und ich ruhte in diesem engen Behältniß!“ sagte sie schauernd. „Sie hatten mich auf immer unter diesen Sargdeckel gelegt, an diesen kalten, finstern Platz. O, es ist entsetzlich! Und während ich lebe, trauert Rog um mich in Chetwynd-Park und die Verzweiflung zerreißt sein Herz! Bringe mich zu ihm, Gilbert! Bringe mich zu meinem armen, verlassenen Mann!“

Sie klammerte sich flehend an Monk an.

„Ja, Bernice,“ antwortete Gilbert Monk sanft. „Glaubst Du, daß Du gehen kannst?“

Die vom Tode Erkrankene taumelte einige Schritte, wankte dann und wäre sicher gefallen, wenn er sie nicht aufgefangen hätte.

„Du bist zu schwach, um zu gehen, Bernice,“ sagte der schlaue Gilbert. „Trinke noch etwas Brantwein, das wird Dir Kraft genug geben, die Straße zu erreichen, und nach Hause kann ich Dich tragen. Er nahm rasch sein Fläschchen mit dem mit einem Schlafrunk vermischten Brantwein aus seiner Tasche, entfortte es, und hielt es Bernice an die Lippen.“

Sie trank gierig, mehr als er erwartet hatte.

„Jetzt komm,“ sagte sie, „ich fühle mich stärker, Gilbert. Denke an Rog in unseren großen, weiten, einsamen Räumen. Was wird er sagen, wenn ich aus dem Grabe zurückkehre? Du mußt vorausgehen und ihm die Nachricht beibringen, während ich draußen warte, Gilbert. Stelle Dir sein Erstaunen — seine Verwirrung — seine Freude vor! O, komm, komm! Ich brenne vor Sehnsucht, ihn zu sehen!“

Sie wankte wie ein Gespenst der Stiege zu. Monk nahm seine Laterne in die Hand und leuchtete umher, um sich zu überzeugen, daß keine Spur seines mitternächtlichen Besuches zurückgeblieben sei; dann nahm er den Mantel und den Korb, die er mitgebracht hatte, folgte dem Mädchen hinaus, sperrte die Gruft zu und schlich die Treppe hinauf. Bernice blieb, oben angelangt, erschöpft und athemlos stehen.

„Ich bin so müde, Gilbert,“ sagte sie schwach, „ich fühle eine unüberwindliche Schläfrigkeit. Laß uns eilen! Die Luft in dem Grabgewölbe ist so kalt und modrig! Ich sehne mich nach einem Luftstrom vom Meere. Mir ist, als ob mich ein Alpdrücken beschlicke — bringe mich nach Hause, Gilbert, zu meinem Gatten.“

Monk blieb auf der letzten Treppe stehen, und zog die schwarze Blende über die Laterne. Dann schlang er seinen

Arm um Bernice und führte sie in die Kirche. Das Mädchen klammerte sich zitternd an ihn.

„Warum hast Du das Licht ausgelöscht?“ fragte sie flüsternd.

„Es ist am besten, wenn uns Niemand sieht, und die Nachricht Deiner Befreiung aus dem Grabe nicht vor uns in das Schloß gebracht wird,“ sagte Monk. „Chetwynd muß die Kunde sehr schonend erfahren.“

„Ja! Ja! Wie eigenthümlich das Licht durch die gemalten Scheiben kommt. Ich fürchte mich hier, Gilbert. Mir ist, als ob ich noch im Sarge läge; es lastet wie ein schwerer Druck auf meinem Gehirn — ich bin so schläfrig —“

Sie stützte sich noch mehr auf ihn, während er die Thüre versperrte, und sie dann halbtragend durch das Schiff der Kirche zur Ausgangsthüre führte. Leise und geräuschlos öffnete er sie behutsam ein wenig und flüsterte dann hinausschauend:

„Es ist gut. Niemand ist auf der Straße. Ich werde Dich in diesen Mantel hüllen, Bernice — so.“

Er hüllte sie dicht in den langen, schwarzen Mantel ein und zog ihr die Kapuze so über den Kopf, daß sie ihr bleiches Gesicht zur Hälfte verbarg. Ihr Kleid schleppte unter dem Mantel hervor; er aber nestelte es ihr mit der Geschicklichkeit eines Frauenzimmers in die Höhe. Dann öffnete er die Thüre weiter und schlich mit Bernice hinaus, welche sich auf den Kirchenstufen niedersezte, während er die Thür wieder verschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte.

Er verließ Alles, wie er es gefunden hatte; keine Spur seines nächtlichen Besuches war sichtbar und er empfand eine triumphirende Freude.

„Komm', Bernice,“ sagte er, „wir müssen eilen.“

Die Angeredete antwortete nicht. Ihr Kopf war auf ihre Brust gesunken und sie athmete schwer. Der Schlaftrunk, den sie mit dem Branntwein getrunken, hatte seine Wirkung gemacht — sie war sanft eingeschlafen.

„Jetzt ist Alles gut,“ murmelte Monk. „Wenn sie erwacht, wird sie weit genug von hier sein.“

Er neigte sich zu ihr hinab, nahm sie in seine Arme und schlich die Kirchenstufen hinab, langsam zwischen den Gräbern zum Friedhofsausgange gehend. Als er in die menschenleere Straße hinausbog, hörte er die Thurmuhr von Chetwynd-Park zwei Uhr schlagen.

Monk schwang seinen Korb auf den Arm, und Bernice fest in seinen Armen haltend, begann er zu dem auf ihn wartenden Wagen zurückzugehen. Das Emporsteigen des Hügel mit seiner schweren Last wurde ihm nicht leicht. Er blieb dann und wann unter dem Schatten eines Baumes stehen, um auszuruhen. Er murmelte Flüche, wenn er stolperte, und einmal, als er glaubte, Jemanden kommen zu hören, verbarg er sich mit seiner Last in einem Straßengraben. Seine Furcht war überflüssig gewesen, und er stand wieder auf und schleifte sich weiter.

Er erklimmte den Hügel und näherte sich seinem Wagen. Als er näher kam, hörte er die Pferde ungeduldig mit den Hufen scharren.

„Flach,“ rief er leise.

„Ja, gnädiger Herr,“ war die Antwort. „Bitte, nur hierher.“

Monk kam zum Wagen hin. Der Kutscher sprang von seinem Boock mit der Peise im Munde und öffnete den

Wagenschlag. Monk stellte seinen Korb ab, öffnete seine Laterne, leuchtete damit in den Wagen hinein und legte seine Last auf die Kissen.

„Schläft sie, gnädiger Herr?“ fragte Flach erstaunt, „oder ist sie ohnmächtig?“

„Sie ist unten plötzlich ohnmächtig geworden,“ sagte Monk ruhig. „Der Weg strengte sie zu sehr an.“

Flach zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen.

„Ei, gnädiger Herr, das ist die sonderbarste Flucht, die ich je erlebt habe. Erst bleiben Sie über zwei Stunden aus; dann kommen Sie mit einem Mädchen zurück, das hilflos in ihren Armen liegt. Das sieht ganz sonderbar aus. Warum sagten Sie nicht gleich die Wahrheit? Ich bin ja in Ihrer Gewalt und darf Sie nicht verrathen. Ei, Du lieber Gott! Eine Entführung ist im Vergleiche zu dem, was ich gethan habe, ein unschuldiges Kinderspiel. Sie können mich schon in's Vertrauen ziehen, gnädiger Herr — ich werde Ihnen treu dienen.“

Monk leuchtete dem Manne in's Gesicht. Er sah, daß der Bursche aufrichtig war.

„Nun, ich will Dir die Wahrheit sagen, Flach,“ sprach er mit scheinbarer Offenheit. „Du hast die Wahrheit errathen. Es ist keine Flucht, sondern eine Entführung —“

„Ich dachte mir's.“

„Sie ist ein armes Mädchen,“ fuhr Monk fort, „und hat keinen Heller zu ihrer Verfügung, obgleich ihr Vater ein reicher Squire in der Nähe ist. Ich liebe sie — und sie stößt mich von sich. Ich will sie dazu zwingen, daß sie mich heirathet. Das ist die ganze Geschichte — wenigstens so viel als Du jetzt zu wissen brauchst. Jetzt steige auf den Boock. Der Tag wird bald anbrechen. Du hast während der letzten Woche die Straße studirt und kannst Deinen Weg gewiß auch im Dunkeln finden.“

Monk hüllte das schlafende Mädchen sorgfältig ein, schloß die Wagenthüre und stieg auf den Boock. Gleich darauf saß Flach neben ihm, wandte den Wagen um, schwang seine Peitsche und sie fuhren rasch die Straße entlang, in jener Richtung, woher sie vor etwa drei Stunden gekommen waren.

„Hast Du etwas gesehen, während Du wartetest?“ fragte Monk, als sie weiter fuhren.

„Keine Seele, gnädiger Herr. Ich habe mich fortwährend nach allen Seiten umgeschaut, aber ich sah und hörte nichts und fing schon an zu glauben, daß Sie mich wirklich beim Wort nehmen und richtig erst auf Mariä Verkündigung zurückkommen würden.“

„Lente hier ein, Flach,“ sagte Monk, „unser Weg liegt zwischen einsamen, unbenützten Straßen, wo wir Niemandem begegnen. Treibe Deine Pferde zur größten Schnelligkeit an.“

Flach gehorchte all' diesen Weisungen pünktlich. Er jagte seine Pferde über die holprige Straße hin, daß der Wagen in Gefahr kam, zerbrochen zu werden.

So fuhren sie viele Meilen weit fort, und verminderten ihre Eile nur von Zeit zu Zeit, wenn der Weg gar zu schlecht wurde, und keiner von den Männern sprach ein Wort. Monk war mit seinen eigenen Plänen beschäftigt, und sein Verbündeter begnügte sich, seine Befehle auszuführen. Er erkannte in Monk instinktiv den begabteren Spitzbuben mit hellerem Kopfe, und unterordnete sich ihm willig. Er fühlte sich in seiner Obhut sicher und nahm sich vor, ihm wirklich ein treuer, gehorsamer Diener zu sein. (Fortsetzung folgt.)

Eleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

Ungeachtet der ruhelosen Nacht war Archibald Hope ganz wie sonst unter seinen Beuten erschienen, die er zu immer größerer Eile und Thätigkeit anfeuerte. An einer Stelle nicht die gewohnte Anzahl Arbeiter findend, rief er sogleich einen Aufseher herbei, den er darüber zur Rechenschaft zog.

„Sie waren diesen Morgen schon hier, Sir; allein sechs von ihnen sind nach dem Hügel gegangen. Ihr könnt sie dort sehen!“

„Nach dem Hügel? Weshalb aber nach dem Hügel, Jamin?“

„Um bei den Buchen anzufangen, Sir. Ihr habt gestern selbst den Befehl erteilt, sie umzuhauen.“

„Ich weiß, ich weiß, Jamin! aber ich habe meinen Entschluß geändert, und nicht einer der Bäume soll angerührt werden! Lauft, lauft, Mann! damit Ihr nicht zu spät kommt, denn die Buchen von Carrisford müssen an ihrem alten Plage bleiben!“

Vierzehntes Kapitel.

Eine Botschaft.

Als die beiden Brüder das alte Herrenhaus verlassen, folgten bald Mr. Prayse und seine Tochter ihrem Beispiel, und um neun Uhr sah sich der Baronet wiederum mit seiner Enkelin allein in dem großen Wohngemach von Awer Court.

„Endlich, Elley,“ sagte er mit einem Seufzer der Erleichterung, als er den Wagen des Verwalters auf dem Steinpflaster dahintrasseln hörte.

„Endlich, Großpapa!“ wiederholte seine Enkelin.

Der Klang ihrer Stimme mußte ihm wohl ungewöhnlich sein, denn er wandte sich nach ihr um, und sagte theilnehmend: „Fühlst Du Dich ebenfalls nach dieser Gesellschaft ermüdet und angegriffen, Elley?“

„Ja, Großpapa! Die gedrückte Stimmung während derselben —“

„Brachte die Anwesenheit dieser ganz besonderen Gäste mit. Agnes Prayse wird Dir wohl von diesen Hope's erzählt haben?“

„Ja, ich habe ihre Geschichte erfahren!“

„Wunderbar genug, daß sie diesen Abend meiner Einladung zufolge hier gewesen sind! Fast sollte man glauben, der alte Streit zwischen uns sei einmal ausgeglichen, und neue Zeiten halten ihren Einzug in Awer Court. Neue Zeiten, Elley, und Dein Großvater w'rd schon so alt!“

„Nicht alt, Großpapa, nein, nicht alt,“ entgegnete sie, indem sie zu ihm trat und sich an seinen Sessel lehnte. „Sage lieber, Du wirkst so gut, und so veröhnlich!“

„Wie weißt Du, Kind, daß Diejenigen, die mich gekränkt und beleidigt haben, auf Verzeihung von mir rechnen können?“

„Diese Hope's, Großpapa — —“

„Haben mir selbst nie etwas zu Leide gethan! Der

Vater kränkte mich durch seine Verleumdungen und seine Halsstarrigkeit, nicht aber die Söhne. Sie haben zwar versucht, mir diesen Abend einen Streich zu spielen, indem sie sich mir nicht zu erkennen gaben, allein deshalb zürne ich ihnen nicht. Dem älteren Bruder habe ich übrigens ganz offen meine Meinung gesagt, und sein ruhiges, ehrerbietiges Betragen meinem Alter gegenüber ließ mich dies fast bereuen. Die Sache ist somit zu Ende; wir brauchen hier keine neuen Gesichter, und er wird uns nie wieder stören!“

„Ein eigenthümlicher Mann,“ entgegnete Miss Kelydale nachdenklich. „Er gefällt mir durchaus nicht!“

„Das glaube ich Dir, Elley! — Was hatte aber der Bruder mit Dir zu sprechen? Als seine Zunge erst gelöst war, flossen ihm die Worte schnell genug vom Munde! Gefällt er Dir besser, als der Andere?“

Eleanor zögerte einen Augenblick, als aber der Baronet fragend zu ihr ausblickte, entgegnete sie mit fester Stimme: „Nein, gewiß nicht!“

„Das freut mich, Kind! Es beweist mir, daß Dein Herz sich so leicht nicht durch die Aufmerksamkeiten eines Narren oder Gecken bestechen lassen wird, denn etwas Besseres sind die jungen Männer unserer Zeit kaum. Hast Du dem Kaufmann gegenüber der Buchen von Carrisford erwähnt?“

„Nach Allem, was ich gehört hatte, konnte ich unmöglich seine Gefälligkeit für uns in Anspruch nehmen.“

„Ich ebensowenig,“ versetzte Sir William, „und ich bin fest überzeugt, daß er mit kalter Entschiedenheit unsre Bitte abgeschlagen hätte. So werden denn die alten Buchen mit den anderen Bäumen fallen, und gleich jenen bald nach Schottland übergeführt werden. Laß sie, Elley, laß sie gehen; unserer Liebe bleibt noch in Awer Court genug!“

„Ja,“ sagte Eleanor Kelydale, und ihre zarten Finger unerschlossen fest die dargereichte Rechte ihres Großvaters, „unsere Liebe und unserem Vertrauen, was auch immer geschehen mögen.“

„Gewiß, mein Kind! Hast Du irgend welche Zweifel?“

„Nein, mein Großpapa! Weshalb sollte ich auch?“ erwiderte haßig das junge Mädchen.

„Deine Worte schienen mir fast eine besondere Bedeutung zu enthalten. Fürchtest Du etwa die kommende Zeit?“

„Die Zukunft ist uns stets in Dunkel gehüllt, allein wir Alle versuchen gelegentlich sie mit unseren Blicken zu durchdringen!“

„Und was die Deinigen entdecket, hat Dich wohl gar mit Angst und Zagen erfüllt? Ach, Elley, überlaß doch die Zukunft den Träumern, und lebe in der Gegenwart, die Dir noch ganz gehört! Mein Bestreben ist, sie Dir so glücklich wie möglich zu gestalten — —“

„Ja, Du bist und bleibst mir der liebevolle, zärtliche Großpapa, der mich stets verzieht, indem er sich zu nachgiebig zeigt.“

„Es könnte hier ein regeres, fröhlicheres Leben herrschen, Elley, und auch Dich möchte ich froher und heiterer sehen. Wer weiß auch, wie bald ein Wechsel eintritt!“

„Daß Alles beim Alten, Großpapa, denn ich bin hier glücklich! Vor Jahren allerdings — —“

„Nun? fahre doch fort!“

„Vor Jahren allerdings ward mir die Wahl zwischen ihm und Dir schwer, aber nie habe ich es bereut, zu Dir meine Zuflucht genommen zu haben!“

„Ich freue mich unendlich, das zu hören, Elley!“

„Auch wußte ich, daß Du ohne mich sehr unglücklich sein würdest, Großpapa — ich sah es Deinem Gesichte an, so sehr ich damals noch Kind war, und Awer Court ist seitdem meine Heimath gewesen.“

„Dennoch glaube ich bemerkt zu haben, daß Du seit einiger Zeit verstimmt und unzufrieden bist.“

„Das könnte ich nur mit mir selbst sein!“

„Also doch nicht mit mir? Du siehst nun, welch' ein eifersüchtiger, argwöhnischer alter Mann ich geworden bin!“

„Hier, Großpapa, hier in Awer Court kenne ich nur Glück und — Frieden!“

Der Greis blickte bei diesem Worte, welches sie zögernd sprach, forschend in das schöne, bleiche Antlitz und sagte ernster als bisher:

„Hast Du mir irgend eine Mittheilung zu machen, Elley?“

„Nein, Großpapa, das habe ich nicht!“

Ihr fiel in diesem Augenblick Archibald Hope's Rath ein, und sie war nahe daran, sich an die Brust ihres Großvaters zu werfen und ihm Alles zu offenbaren, denn sie wußte wohl, daß sie ihm vertrauen konnte. Allein ein zweiter Gedanke zeigte ihr das Elend und die Gefahren, die ein solches Geständniß ihm und auch Anderen bringen würde und die Lippen, die schon zum Sprechen sich geöffnet, schlossen sich wiederum fest aufeinander.“

„Hast Du in Paris etwas erlebt, das Dich unangenehm berührt hätte?“ forschte Sir William weiter.

„Dort ist niemals viel Glück für mich vorhanden; diesmal jedoch fast noch weniger als sonst. Hast Du Deinen Brief noch nicht gelesen, Großvater?“

„Nein, aber ich werde es morgen thun.“

„Wollen wir diesen Abend noch eine Partie Schach spielen, oder ist es Dir zu spät?“ fragte Eleanor, die den Baronet diesen Gedanken entziehen wollte.

„Du siehst sehr angegriffen aus, Elley, und auch ich möchte mich in mein Zimmer begeben.“

Wiß Kelydale jedoch kannte ihren Großvater und seine Liebhabereien genau; gleich darauf auch stand der zierliche Spieltisch vor ihm, und seine gewohnte Gegnerin setzte sich ihm gegenüber.

Schach war des alten Mannes Lieblingspiel; er verstand dasselbe vortrefflich, und fast jeder Abend fand ihn und Wiß Kelydale an demselben Plaze, wo er derartig in Anspruch genommen ward, daß ihm keine Zeit blieb, den düsteren Gedanken nachzuhängen, die nur zu leicht und überall sich ihm aufdrängten. —

Das Spiel war zu Ende und Sir William, wie gewöhnlich, Sieger geblieben. Dennoch war ihm der Sieg nicht leicht geworden; seine Entelin war ihm gewachsen, und es schlug bereits elf Uhr, als sie die zierlichen Elfenbein-Figuren zusammenlegte.

„Wie selbstsüchtig ich wieder gewesen bin, Elley,“ sagte

Sir William, „Dich so lange dem Schlafe zu entziehen, und Du siehst so müde und angegriffen aus. Geh' jetzt zur Ruhe, Kind, und verzeihe Deinem alten Großvater!“

Sie wünschte ihm eine gute Nacht und küßte ihn, und er entließ sie mit seinem Segen, wie er stets zu thun pflegte. Darauf suchte sie ihr Zimmer auf, welches im ersten Stock, dem Park gegenüber lag, mit dem Blick auf die Buchen von Carrisford, die, wie sie wähnte, dem Weile verfallen waren.

Obgleich angegriffen und ermüdet, suchte sie die Ruhe nicht, sondern sann über die Begebenheiten des Tages und — Archibald Hope nach, in dem sie nach ihrer Meinung einen neuen Feind erblicken mußte. So jung sie war, so argwöhnisch und mißtrauisch war sie auch; die Verhältnisse hatten das so mit sich gebracht; der große Reichthum, der ihr bei ihrer Mündigkeit zufließ, machte sie ebenfalls vorsichtig, denn sie hatte bereits einsehen gelernt, daß der Reichthum von Vielen begehrt ward. Selbst ihr Vater hatte in letzter Zeit oft und viel von diesem großen Reichthum gesprochen, wie sie mit einem tiefen Seufzer sich erinnerte.

Sie setzte sich an das offene Fenster und blickte in die stille Sommernacht hinaus, die tausende von funkelnden Sternen erhellen. Es war dies ihre Gewohnheit, wenn es ihr in ihrem Geiste an Rath gebrach und sie keinen Ausweg sah, und fast stets noch war es ihr gelungen, im ruhigen Nachsinnen den Pfad zu finden, der sie sicher aus dem sie umstrickenden Labyrinth führte.

An diesem Abend aber mußte sie rathloser denn je der Zukunft gegenüber stehen, denn nachdem sie lange in die dunkle Nacht hinausgestarrt, sank ihr Haupt auf die Hände, die gefaltet auf der Fensterbank lagen, und sie flüsterte mit fieberhafter Ungebild: „Wann wird dies enden? Wann werde ich Ruhe vor ihnen haben?“

Lange, lange verharrte sie in dieser Stellung, Stunde auf Stunde verging; die alte Kirchenuhr in Carrisford hatte oft schon geschlagen; Fenster und Thüren im alten Herrenhause waren längst schon verschlossen und verriegelt; Sir William und seine zahlreiche Dienerschaft zur Ruhe gegangen; die Wachslichter auf ihrem Tische tief herabgebrannt; der abnehmende Mond hinter den Buchen von Carrisford aufgegangen, als sie plötzlich ein Geräusch vernahm, gespannt lauschte, dann hastig aufsprang, und sich aus dem Fenster neigend flüsternd fragte: „Wer ist da?“

Sie erhielt Antwort und zugleich bat die Stimme sie, vorsichtig zu sein.

„Was ist geschehen? Weshalb seid Ihr zu so später Stunde gekommen?“ fragte jetzt mit zitternder Stimme Wiß Kelydale.

„Ich habe einen Brief gebracht und muß Antwort haben. Tretet einen Augenblick zurück.“

Sie folgte der Aufforderung, und gleich darauf flog ein Stein mit einem daran befestigten Schreiben in das Zimmer. Sie nahm Beides auf, löste vorsichtig den Brief ab und trat damit an's Licht. Während sie die wenigen Zeilen schnell überflog, überzog eine tödtliche Blässe ihr Angesicht, das zugleich die furchtbarste Angst abspiegelte, und mit weitgeöffneten Augen starrte sie eine Sekunde wie rathlos auf das Papier, das sie zu so später Stunde, auf so seltsame Weise erhalten. Endlich flüsterte sie, den Brief in ihre Tasche schiebend: „Ich muß gehen — auf jeden Fall muß ich gehen und sogleich!“

Dann näherte sie sich dem Fenster, bog sich abermals

nach der Terrasse hinunter und sprach leise: „Sagt ihm, daß ich sogleich komme!“ worauf der Wartende schnell davon eilte. Sie sah ihm einen Augenblick nach, legte dann ein dunkles Gewand an, nahm ihr warmes Tuch, ihren Hut und trat darauf an den Tisch, um die Lichter zu löschen.

Als dies geschehen trat sie zur Thür und war im Begriff diese zu öffnen, blieb aber zögernd einige Sekunden stehen, wie um Kräfte zu sammeln für den schweren Gang, der ihr bevorstand. Bald aber hatte sie die nöthige Ruhe erlangt; schnell verließ sie ihr Zimmer, ging leise und vorsichtig den dunklen Corridor hinab, die große Haupttreppe hinunter, durchschritt dann einen zweiten Corridor, der sich im Erdgeschoß befand und stand laufend vor der Thür ihres Großvaters still.

„Er schläft,“ flüsterte sie, „möge er noch nicht erwachen! Gott segne ihn und erhalte in ihm das feste Vertrauen zu mir, er wird es noch nöthig genug gebrauchen!“

Am Ende dieses zweiten Ganges war ein großes Gemach, in dem die Dienerschaft am Tage sich aufzuhalten pflegte, von diesem gelangte sie in den großen Hofraum, auf dessen einer Seite sich die Stallungen und Remisen befanden, und wo jetzt ihr Spiel ihr voll Freude entgegensprang.

„Harri, Prinz!“ sagte sie leise, und streichelte den schönen Kopf des klugen Thieres. „Bleibe hier, mein treues Thier, Du kannst mich jetzt nicht begleiten!“

Nachdem der Hund sie forschend angeblickt, ging er langsam an seinen Platz zurück.

Am Hofraum schloß sich der Park, den sie jetzt betrat, und unaufhaltsam in dem hohen, vom Nachthau feuchten Grase weitereilte. Mehr als einmal erschauerte dabei die leichte Gestalt; war es die Kälte, die sie erbeben machte, die innere Aufregung bei der oben erhaltenen Botschaft, oder der Gedanke, daß sie zu so ungewohnter Stunde allein dem schützenden Dache ihres alten Großvaters den Rücken wandte? —

„Möge Gott uns Allen gnädig sein,“ dachte Eleanor Kelydale, als sie immer schneller und tiefer in den Park einschritt, trotz Einsamkeit und Finsterniß. —

Fünfzehntes Kapitel.

Miß Kelydale wird vermißt.

Sir William Kelydale erfreute sich nach der Mittagsgesellschaft und den Ereignissen des verflossenen Tages eines friedlichen Schlummers, und ahnte wenig, daß schon der kommende Morgen Auer Court durch ein neues Ereigniß in Schrecken und Aufregung versetzen würde. Er erwachte früher als gewöhnlich, und früher als gewöhnlich rief auch die Glocke seinen Diener herbei. Seine Morgentoilette pflegte nie unnöthige Zeit in Anspruch zu nehmen, und bald führte ihn jener durch mehrere Zimmer auf die Terrasse hinaus, wo er zu seinem Erstaunen gewahr ward, daß noch sämtliche Fensterläden seines Hauses geschlossen waren.

„Man sollte fast glauben, daß Auer Court eine Leiche beherbergt,“ sagte er in verdrießlichem Tone, „und doch wird es so früh am Morgen nicht mehr sein!“

„Die Dorfuhr schlägt soeben Sechs, Sir William,“ wagte James zu bemerken.

„Das höre ich jetzt so gut wie Ihr,“ entgegnete der einmal verstimmte Baronet, „führt mich nach jener Bank dort,

James, und haltet Euch in der Nähe, denn ich weiß nicht, wie lange ich hier bleiben werde.“

Der Diener zog sich zurück und Sir William richtete einige Minuten seine Augen auf die in der ganzen Pracht eines schönen Sommermorgens daliegende Landschaft. Dann wandte er langsam das Haupt den Buchen von Carrisford zu, deren hohe, dichtbelaubte Kronen weit über die anderen Bäume des Parks hinausragten, und sagte halblaut: „Noch stehen sie da, allein wie lange mag es währen? Heute muß ich wohl den ganzen Tag hier verweilen, damit mich nicht jene verhassten Arbeiter belästigen.“

Und gerade jetzt erschienen diese ihm so verhassten Arbeiter ihrer sechs, welche einige Minuten die hohen Buchen betrachteten, und offenbar sich zu berathen schienen, wie und wo sie den ersten Artschlag anbringen sollten.

„Wenn man vom Teufel weicht, so ist er doch stets in der Nähe,“ fuhr mürrisch der Herr von Auer Court in seinem Selbstgespräch fort, und wandten seine ganze Aufmerksamkeit den Arbeitern zu; als sie eben ihre scharfen Werkzeuge, die jetzt in der Morgensonne glitzerten, in Bewegung setzten, erhob er sich schnell von der zierlichen Bank, rückte diese zur Seite und setzte sich von Neuem, doch so, daß er die Buchen und die ihm verhassten Arbeiter mit ihren Geräthen im Rücken hatte. Er konnte und wollte nicht Zeuge des ersten Schlages sein, der gegen diese Bäume geführt ward, auf die nicht allein seine Familie, sondern die ganze Gegend stolz war.

Als blondlockiger Knabe schon, vor siebenzig Jahren, hatte er versucht, sie mit seinen Armchen zu umspannen und dabei voll scheuer Ehrfurcht in die dunklen Blätterkronen geblickt, die seinem kindlichen Auge den blauen Himmel, wie auch die Sonne verbargen. Die Buchen waren während seines langen Lebens seine vertrauten Freunde gewesen; auch Ellen liebte sie und betrachtete sie gleich ihm fast mit abergläubischer Scheu, denn eine alte Sage in Carrisford besagte, daß, so lange die Buchen den Hügel überragten, auf dem Auer Court erbaut war, so lange auch die Kelydale's in dem alten Herrenhause wohnen würden, und nun hatte doch die Stunde ihres Falles geschlagen.

Da die Gegenwart des Dieners ihm lästig war, versuchte er, mit Hilfe seines Stockes, sich allein zu entfernen, der Versuch mißlang, und er kehrte an seinen Platz zurück, wobei sein Auge auf die Fenster von Eleanor's Zimmer fiel.

„Wo sie nur bleibt,“ dachte er dabei, „die Vorhänge sind aufgezo-gen, wahrscheinlich ist sie ausgegangen. Hätte sie doch ihren Weg über die Terrasse genommen, so hätten wir uns sehen müssen! — Wie weit mögen jetzt die Arbeiter wohl schon sein?“

Er warf einen hastigen Blick über die Schulter, that einen Ausruf der Ueberraschung, wandte dann eben so hastig sein Angesicht den Buchen wieder zu, und betrachtete mit ungetheilter Neugier die Scene, die sich ihm darbot. Ein rüstiger Mann erschien eiligen Laufes auf dem Hügel und theilte in lauten Worten und unter heftigen Bewegungen seinen Gefährten eine Nachricht mit. Anfänglich schienen diese seinen Worten keinen Glauben schenken zu wollen, endlich jedoch nahmen sie sämtliches Arbeitsgeräth wieder zur Hand, und begaben sich damit nach der Walbung zur Linken, wie ihnen von ihrem Mitarbeiter angedeutet worden. Als dieser ihnen dorthin folgen wollte und der Terrasse gegenüber, von Sir William's Stimme erreichbar, angekommen war, rief dieser

ihm mit lauter Stimme zu: „Wohin gehen jene Männer dort? Weshalb haben sie nicht schon ihre Arbeit begonnen?“

„Es geschieht dies auf Mr. Hope's besonderen Befehl, Sir William. Ich habe den Leuten sagen müssen, keine der Buchen anzurühren.“

„Nicht anzurühren?“ wiederholte ungläubig der Baronet.

„Das sind seine eigenen Worte, Sir William, und schade wahrhaftig wäre es auch, sie umzuhauen!“

Grüßend entfernte sich der Arbeiter nach diesen Worten, und Sir William sagte halblaut: „Er hat befohlen, sie nicht anzurühren? Sollte er seinen Entschluß geändert haben, er, der noch gestern so wenig geneigt schien, dies zu thun? Und weshalb mag er es gethan haben? Doch nicht, um mir, einem Relydale, gefällig zu sein?“

Lange sann der Greis über das ihm noch immer unbegreiflich erscheinende Ereigniß nach, bis endlich die Kirchenuhr Sieben schlug, und James meldete, daß das Frühstück aufgetragen sei. Auf den Arm seines Dieners gestützt, erreichte er den Speisesaal, und seine Enkelin noch nicht an ihrem gewohnten Platz erblickend, fragte er, ob man Miß Relydale bereits gesehen, welche Frage einstimmig mit Nein beantwortet ward.

„Es ist gut,“ entgegnete Sir William, „sie soll meinewegen nicht gestört werden. Die Aufregung von gestern Abend hat ihr gewiß eine schlechte Nacht bereitet.“

Er frühstückte also allein; ließ sich darauf in die Bibliothek führen und beschäftigte sich während der nächsten Stunden mit Lesen, einmal nur sich unterbrechend, um den Befehl zu ertheilen, Miß Relydale, sobald sie erscheine, zu sagen, er würde sich freuen, sie in seinem Arbeitszimmer zu sehen.

Allein seine Enkelin erschien auch während dieser Zeit nicht; er ward des Lesens müde, und trat an seinen Schreibtisch, wo er in einem verschlossenen Fach die Verschreibung vorfand, die er am vorigen Abend von Archibald Hope erhalten. Diese nochmals genau prüfend, vernahm er ein Klopfen an der Thür des Gemaches und rief laut: „Tritt ein, Elley, Du bist doch sonst nicht so förmlich! Ach, Sie sind es, Mr. Prayse,“ fügte er dann enttäuscht hinzu, als der Verwalter eintrat.

„Ich bin's, Sir William,“ entgegnete dieser, „und hoffe Sie wohl und munter zu sehen!“

„So wohl, wie es sich von meinem Alter erwarten läßt,“ lautete die kurze Antwort des Baronets. „Hier ist auch die Verschreibung, Prayse, setzen Sie sich deshalb mit meinem Bankier in Verbindung.“

Der Verwalter nahm das Papier und betrachtete es genau, nachdem er den Inhalt durchgelesen.

„Finden Sie etwas daran auszuweisen, Mr. Prayse?“ fragte der Gutsherr.

„Nein, Sir William, durchaus nicht! Ich bewundere nur Mr. Hope's feste, charakteristische Unterschrift.“

„Dieser Mr. Hope ist ein besonderer Freund von Ihnen, wie ich jetzt eingesehen habe, obgleich Sie für gut befunden, mir dies bis jetzt zu verbergen.“

„Ich wußte, daß diese Mittheilung wenig Gutes bewirken würde, Sir William.“

„So schweigen wir davon! — Dieser Ihr Freund, Mr. Prayse, hat, wie ich erfahren, die Buchen von Carrisford gekauft. Fragen Sie ihn doch, ob dies aus Rücksicht für mich geschehen ist, oder ob er hofft, durch diese anscheinende

Großmuth noch einen höheren Preis für die Bäume zu erlangen.“

„Nein, Sir William, diese Frage werde ich keinesfalls an ihn richten,“ entgegnete der Verwalter entschiedener, als er sonst zu sprechen pflegte. „Sie würde ihn kränken oder erzürnen, und er hat sich Ihnen gegenüber als Gentleman betragen!“

„Haben Sie ihn diesen Morgen schon gesehen?“

„Ja, er war schon früh bei mir, um zu fragen, ob ich seinen Bruder noch gestern Abend gesehen.“

„Wohnt nicht sein Bruder gleichfalls in dem Gasthause hier?“

„Ja, er ist jedoch gestern Abend ganz unerwartet nach Paris abgereist. Archibald glaubt — —“

„Aber, mein lieber Prayse, glauben Sie wirklich, daß die Handlungen dieser Herren von so großem Interesse für mich sind? Sagen Sie mir lieber, ob Mr. Hope Ihnen gegenüber der Buchen erwähnt hat.“

„Ja, Sir William. Er sagte mir, daß er sie nicht würde umhauen lassen.“

„Und gab er Ihnen einen Grund dieser ungewöhnlichen Handlungsweise an?“

„Nein, aber ich nehme an, daß er Ihre Gefühle in Bezug auf die Bäume begreift und ehrt!“

Sir William ließ eine kleine Pause eintreten, dann sagte er, zwar noch immer zögernd: „Sagen Sie Mr. Archibald Hope, daß ich — nun ja, daß ich ihm für seine Rücksicht danke.“

„Ich werde Ihre Bestellung sogleich ausrichten, Sir William,“ sagte mit freudig erregter Stimme der Verwalter.

„O, so große Eile hat es damit nicht,“ entgegnete trocken der Baronet. „Sie möchten sonst noch gar die Verschreibung im Park verlieren. Ich schlage Ihnen vor, lieber sogleich damit zur Stadt zu fahren, Prayse.“

„Ganz wie Sie wünschen, Sir William.“

Als er fast die Thür erreicht, fragte ihn Sir William: „Haben Sie diesen Morgen Miß Relydale schon gesehen?“

„Nein, Sir William, bis jetzt noch nicht.“

„Haben Sie doch die Güte, Prayse, einen der Diener zu beauftragen, sie zu suchen. Ich wünsche sie, sobald sie kommt, zu sprechen.“

Der Verwalter versprach diesen Auftrag auszuführen, und geduldig wartete Sir William die nächste Viertelstunde auf seine Enkelin. Als sie dann noch nicht erschien, klingelte er heftig und fragte den schnell eintretenden Bedienten: „Wo mag nur Miß Relydale diesen Morgen sein?“

„Miß Relydale ist diesen Morgen noch von Niemandem gesehen, Sir William,“ entgegnete der Gefragte mit besorgter Miene.

„So muß sie krank sein,“ rief Sir William, vom Stuhle auffpringend. „Die Haushälterin, ihr Mädchen — sie sollen nachsehen — —“

Todtenbleich sank der Greis in seinen Sessel zurück, während James eilig seinen Befehl ausrichtete, und schnell mit der unerwarteten Nachricht zurückkehrte: „Mrs. Edwards ist in Miß Relydale's Zimmer gewesen, allein sie ist dort ebensowenig.“

„Nicht in ihrem Zimmer!“ wiederholte angstvoll der Greis. „Nicht in ihrem Zimmer, sagt Ihr, James?“

Einen Augenblick gab er der furchtbaren Aufregung nach, dann aber ermannete er sich so weit, daß er seinem alten

Diener sagen konnte: „Schickt Mrs. Edwards her zu mir,“ worauf dieser ging, die Haushälterin zu suchen. —

Sechszehntes Capitel.

Sir William harret seiner Enkelin.

Als Mrs. Edwards, die Haushälterin von Auer Court, welche lange in Sir William's Dienst gestanden, und Allen, die den Namen Kelydale trugen, mit seltener Treue ergeben war, vor ihrem Gebieter erschien, hatte dieser bereits die äußere Ruhe wiedererlangt, obgleich er vor Sorge und Unruhe über ein so unbeschreibliches Verschwinden fast verging.

Auch das Aussehen der älteren Frau, deren Züge Angst und Bekümmerniß ausdrückten, war wenig geeignet, ihm Trost einzufußken, dennoch sagte er so ruhig er im Stande war: „James sagte mir, Mrs. Edwards, daß Miß Kelydale diesen Morgen noch nicht gesehen worden ist.“

„Nein, Sir William, und ich begreife nicht, wohin sie gegangen sein kann, selbst wenn sie an diesem schönen Morgen einen weiten Spaziergang unternommen.“

„Ich denke mir, Mrs. Edwards, daß sie diesen Morgen zu weit gegangen ist. Wie spät mag es sein?“

„Gleich zehn Uhr, Sir William! Miß Kelydale ist noch nie so lange ausgeblieben! Mich beunruhigt dies, wie auch der Umstand —“

„Aber fahren Sie doch fort, Mrs. Edwards, und lassen Sie mich hören, was Sie wissen,“ sprach schnell der Baronet, als seine Haushälterin zögernd inne hielt.

„Wie auch der Umstand,“ fuhr Mrs. Edwards fort, „daß, als ich diesen Morgen sehr früh — ich war zuerst im Hause auf, noch anderthalb Stunden vor Ihnen, Sir William — in die unteren Räume trat, ich die Thür nach dem Hofraum offen fand.“

„Wer aber hätte so früh das Haus verlassen?“

„Das konnte ich nicht in Erfahrung bringen, Sir William.“

„Einer der Diener natürlich, der zurückgekommen ist und die Thür zu schließen vergessen hat. Sie bringen doch nicht etwa Ihre Entdeckung mit Miß Kelydale's Abwesenheit in Verbindung, Mrs. Edwards?“

„Nein, Sir William,“ lautete die zögernde Antwort der schon bejahrten Frau.

„Sie selbst sind im Zimmer meiner Enkelin gewesen, nicht wahr? Haben Sie dort nichts Bemerkenswerthes gefunden?“

„Nichts weiter, als daß Miß Kelydale's Bett noch unberührt war, sie also wohl nicht darin geschlafen hat.“

Umsonst bemühte sich die treue langjährige Dienerin, die Wirkung dieser Worte zu entdecken; welche sie auch gewesen sein mochte, Sir William beherrschte sich meisterhaft, und sagte nur mit etwas schärferer Betonung:

„Ich hoffe, Mrs. Edwards, Sie haben die augenblickliche Abwesenheit meiner Enkelin nicht allzuviel mit der Dienerschaft besprochen! — Miß Kelydale wird hoffentlich bald wieder bei uns sein, und ihr längeres Ausbleiben zur Genüge erklären. Jetzt schicken Sie doch James zu mir, es ist die Zeit, wo ich mich in den Park hinausfahren lasse.“

Ueberrascht bei dieser Wendung des Gespräches entfernte

sich die Haushälterin; gleich darauf erschien James, führte seinen Herrn auf die Terrasse hinaus und vorsichtig die Stufen hinab, wo bereits Job mit dem Rollstuhl des Baronets wartete. Als Ersterer in's Haus zurückkehren wollte, befahl ihm sein Gebieter: „Laßt Miß Kelydale, sobald sie kommt, sich zu mir verfügen,“ worauf der Diener verschwand.

Nachdem Job Sir William in die weiche Leopardenbede gehüllt, schob er ihn an seinen Lieblingeplatz, längs des Parkes unter den Buchen von Carrisford, und überließ ihn dann seinem Nachdenken, dem der Greis sich heute — wie immer mit gefalteten Händen dasitzend — ernster noch als sonst überließ, indeß der alte Diener sich auf seinen gewöhnlichen Posten zurückzog, um ohne besondere Erlaubniß während langer Stunden ihn nicht wieder zu verlassen.

Da Job seinen Herrn stets im Auge hatte und trotz seiner anscheinenden Gleichgültigkeit ein scharfer Beobachter war — bemerkte er, daß das Antlitz desselben heute einen neuen, ihm zwar aus alter Zeit noch bekannten Ausdruck trug; die grauen Augen blickten fester als gewöhnlich in die Gegend hinaus; die Augenbrauen waren finsterner als sonst zusammengezogen; die schmalen Lippen dicht aufeinander gepreßt, und die feinen weißen Finger schlangen sich dabei krampfhaft in einander, was der Greis jedoch weder zu fühlen noch zu wissen schien.

In dieser Stellung — vollkommen regungslos — verfloß ihm die nächste Zeit; einmal in jeder Stunde wandte er das Haupt — es war, wenn die Schläge der Dorfuhren den vollen Ablauf derselben verkündeten. Dann blickte er den Kiesweg entlang, der zum Herrenhause führte, und sah mit dem Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung wieder in die Gegend hinaus, wenn er sie nicht gesehen, deren Heimkehr er nun schon so lange, so lange erwartet hatte.

Aber sie kam noch immer nicht; es ward Nachmittag, die Buchen warfen bereits längere Schatten, die Sonne neigte sich dem Westen zu, und noch gab Sir William kein Zeichen, in's Haus zurückkehren zu wollen.

Job harrete dessen schon lange, denn da sie zu so ungewöhnlich früher Stunde in den Park hinaus gefahren waren, und Beide seitdem nichts genossen hatten, er aber den Baronet nicht verlassen durfte, so meldete sich endlich auf empfindliche Weise sein Magen. Zu seiner großen Freude und Erleichterung erschien James, doch ohne Erfolg, denn die ausgestreckte Hand seines Herrn deutete gebieterisch nach dem Hause zurück.

„Sobald es dunkel wird, geht er gewiß in's Haus,“ dachte Job, als es nach einer Weile fünf Uhr schlug, und Sir William's Haupt sich abermals, und abermals vergeblich, nach seiner Enkelin umgewandt hatte.

Zum zweiten Male erschien ein Diener, der gleich James zurückgewiesen ward, dennoch aber näher trat und zu bemerken wagte:

„Das Mittagessen, Sir William — —“

„Ich habe kein Mittagessen befohlen!“

„Aber, Sir William — —“

„Fort! fort!“ gebot heftig der Greis. „Es soll mich Niemand wieder hören!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Detektives.

Polizei-Novelle von Friedrich Armann.

(Fortsetzung.)

Der dicke Wirth sperrte vor Verwunderung den Mund auf, während die Schiffer einander verstoßen zublinzelten und Mühe hatten, den Lachreiz niederzukämpfen.

Ankerberg wandte sich den Flößern zu.

„Und nun, meine vielliebten Herren Reisegefährten zu Wasser und zu Lande, laffet uns zu einem fröhlichen Convivium niedersetzen und mitsammen einen Humpern leeren! — Herr Wirth, Herr Wirth, eine Kanne blanken Wein; ergreife die Fibel, Du lust'ger Spielmann Du, von meinem Schatz das Liebel, das stang' ich dazu. — Heba, Wirth, sperrt doch Guern Mund nicht so gruslig weit auf, als hättet Ihr Lust, uns zum Frühimbis zu verzehren. Wißt Ihr nicht, daß schon die heilige Schrift sagt, eher gehe ein beladenes Kameel durch ein Nadelöhr, denn der ehrwürdige Vater Plenk mit seinen schmucken Kessen und dem lustigen Taugenichts Ankerberg durch den Schlund des Wirths zum wilden Bären? Und ich würde Euch überdies schwer im Magen liegen, verlast Euch d'rauf!“

„Das ist ein sibeles Haus,“ dachte Silbernagel. „Ich will's riskiren und ihm ein paar Maß geben. Kann er sie nicht bezahlen, dann muß er am Abend seine Späße zum Besten geben. Da sind die Zimmer alle Tage sicherlich gesteckt voll.“

Seinem Vorsatze gemäß brachte er Wein herbei, und nun verabschiedete Ankerberg sich in der schnurrigsten Weise von den Schiffern, die unmittelbar darauf weiterfahren mit der Ueberzeugung, daß dies Erlebnis der beste „Jur“ sei, den sie in ihrem tristen Alltagsleben je gehabt hätten.

Ankerberg aber brachte zum großen Erstaunen des Wirths einen „Fünfer“ zum Vorschein.

„Es ist mein letzter,“ erklärte er, als er die großen Augen Silbernagel's gewahrte.

„Damit werden Sie in Wien nicht lange auskommen.“

„Davon bin ich überzeugt. Ich hoffe indeß, Arbeit zu finden, ehe der letzte Kreuzer verausgabt ist.“

„Arbeit? Ja, Freundchen, welches Metier betreiben Sie denn?“

Ankerberg wurde verlegen, dann meinte er:

„Wissen Sie, Herr Silbernagel, ich muß es offen gestehen, daß ich eigentlich so gut wie nichts gelernt habe. Ich bin das Kind wandernder Schauspieler, habe deshalb seit jeher ein Bagabundenleben geführt und mich bis jetzt schlecht und recht durch die Welt geschlagen. Wenn ich nun auch nichts gelernt habe, so versteh' ich doch Manches, bin überdies gesund und kräftig, und hoffe deshalb, daß sich für mich irgend eine Beschäftigung finden wird.“

Der Wirth schüttelte bedächtig den Kopf.

„Sie geben sich einem Irthume hin,“ sagte er, „und werden sehr bald zu der schmerzlichen Erkenntniß gelangen, daß in Wien keine Aussicht auf Beschäftigung sich bietet. Bevor die schreckliche Geldkrisis hereinbrach, gab es freilich Arbeit in Hülle und Fülle und keine oder doch viel zu wenig Arbeiter. Nun jedoch hat sich das gewaltig geändert, es

gibt jetzt keine Arbeit, dagegen etwa achtzigtausend feiernde Arbeiter, von denen die meisten schon am Hungertuch nagen.“

Ankerberg's Gesicht wurde düster.

„Sie machen mir das Herz recht schwer,“ seufzte er.

„Ich hatte auf die lustige Kaiserstadt an der Donau meine ganze Hoffnung gesetzt und ich wüßte, wenn diese nicht in Erfüllung geht, wahrhaftig nicht, was mir dann noch Anderes übrig bliebe, als mich an den nächsten besten Baum zu hängen. Vorläufig will ich indeß mein Glück versuchen.“

Er ging nach der Residenz, der Gastwirth aber blieb nachdenklich stehen. Allmählig spiegelte sich ein eigenartiger Ausdruck auf seinem breiten Gesichte ab.

„Den könnten wir brauchen,“ murmelte er in den Bart.

„Er würde seine Sache vortrefflich machen, und ich glaube, daß er sich sehr bereitwillig finden lassen würde, sich uns anzuschließen. Er hat offenbar ein leichtes Gewissen, und wenn ihm keine andere Wahl bleibt, als Selbstmord, Verhungern oder Verbrechen, dann, mein' ich, dürfte es nicht eben schwer fallen, ihn zu gewinnen.“

Ankerberg war inzwischen nach Wien geeilt. In ein umfangreiches Zinshaus der Währingerstraße trat er ein, stieg in den zweiten Stock hinauf und stand vor einer Thür still, auf welcher ein Messingschild mit der Aufschrift: „Ferdinand Maltenberger“ prangte.

Ankerberg nahm ein großes Messer in die Rechte und klingelte. Aus dem Innern der Wohnung kam eiligst eine Frau heraus und öffnete die Entree Thür.

„Geld oder Leben,“ gröhkte Ankerberg im tiefsten Bierbaß und hielt ihr das Messer entgegen.

Die Frau kreischte vor Entsetzen auf und fing an aus Leibesträften um Hilfe zu schreien. Ankerberg lachte herzlich.

„Na, na, Frau Berger,“ rief er dann, „alarmiren Sie doch nicht das ganze Haus. Sie werden doch nicht im Ernst glauben, daß ich Sie umbringen will?“

„Uj Federl,“ schnaufte die Frau in maßloser Verwunderung, „Sie sind's, Herr Maltenberger? Na, ich hätt' mir's doch denken können, da Sie sich schon ein halbes Duzend ähnlicher Späße mit mir erlaubt haben. Aber in der Verkleidung würde selbst Ihre Mutter Sie nicht erkennen.“

Nach einer Viertelstunde verließ der Detektive seine Wohnung in eleganter Kleidung und begab sich in das Polizeipräsidium zum Oberinspector Stehling, dem er über seinen ersten Erfolg Bericht abstattete. Darauf fuhr er nach Nußdorf hinaus und zog dort Erkundigungen über Silbernagel ein. Die Auskünfte, welche er empfing, waren geeignet, die Verbindung des Wirths mit den Banknotensälschern als unzweifelhaft erscheinen zu lassen. Silbernagel war früher ein wohlhabender Mann gewesen. Die Gastwirthschaft warf alljährlich ein hübsches Sümmdchen ab, welches er zinsbar anlegen konnte. Das Grundstück hatte er von den darauf haftenden Schulden befreit und außerdem ein kleines Capital in guten Papieren angelegt. Da ergriff ihn, wie fast die ganze besitzende Klasse in Wien, die Sucht, ohne Arbeit große

Reichtümer zu gewinnen, und zu diesem Behufe vermandte er sein ganzes Vermögen zu Operationen an der Börse. Als das schwindelhafte Gebäude, welches die schurkischen Finanzmänner Wiens aufgebaut hatten, im Mai des Weltausstellungsjahres zusammenbrach und unter seinen Trümmern alle Jene begrub, die sich ihm sorglos anvertraut hatten, da fiel auch Silbernagel dem unerfättlichen Moloeh „Krach“ zum Opfer. Er verlor sein ganzes Vermögen bis auf den letzten Kreuzer und sollte überdies noch viele tausend Gulden an Differenzen zahlen. Da er das nicht vermochte, so ließen die Gläubiger Haus und Grundstück, das Meublement, ja sogar Kleidung und Wäsche Silbernagel's mit Beschlagnahme belegen. Vor einigen Wochen hätte Alles öffentlich feilgeboten werden sollen, und dann wäre der Bärenwirth ein Bettler in der häßlichsten Bedeutung des Wortes geworden. Es kam jedoch ganz anders, als alle Welt erwartete, denn wenige Tage vor der Licitation erlegte Silbernagel baare 4000 fl. und vor einigen Tagen erst hatte er abermals 1000 fl. abbezahlt. Die erste Summe wollte er durch einen Terno in der kleinen Lotterie, die zweite durch eine Anleihe bei einem wohlhabenden Freunde erhalten haben. Da man, wie erwähnt, noch nie den mindesten Anlaß gehabt hatte, Silbernagel's Rechtlichkeit anzuzweifeln, so hatte man seinen Angaben unbedingten Glauben beigemessen, der Detektive gewann freilich aus ihnen nur die Ueberzeugung, daß bereits eine große Anzahl falscher Banknoten in Umlauf gebracht, und daß die Fälscher sowohl, wie deren Agenten ganz besonders raffinierte Gauner sein müßten.

Abends nach hereingebrochener Dunkelheit kehrte Ankerberg nach dem „wilden Bären“ zurück. Er sah müde und enttäuscht aus und zeigte sich ungleich weniger redselig, als am Morgen. Dem Gastwirth gefiel die melancholische Stimmung seines Gastes nicht, weil er darauf gerechnet hatte, daß derselbe mit den Schnurren, die ihm offenbar reichlich zur Verfügung standen, die Gäste in „ungeheure Heiterkeit“ hineinbringen würde. Er suchte ihn deshalb mit der Hoffnung, daß die Zukunft oft ganz unverhoffte Glücksspenden darbiete, zu ermutigen, und es gelang ihm auch, den Niedergeschlagenen wieder aufzurichten, ja Ankerberg wurde schließlich wieder sehr ausgeräumt, als Silbernagel ihm freie Rede für den Abend zusicherte. Sein übersprudelnder Humor wirkte zündend; seit Jahren war im „wilden Bären“ nicht soviel gelacht worden, wie an diesem Abend, und der dicke Wirth rieb sich vergnügt die Hände. Noch an diesem Abend verbreitete sich das Gerücht von dem „narrischen Kerl“ (was beim Wiener Volk soviel bedeutet, wie „lustiger Kauz“), welcher im „Bären“ abgestiegen sei, und die Folge davon war, daß an den nächsten Abenden die Schankzimmer des Gasthauses „bumsvoll“ waren, wie Silbernagel sich im Wiener Jargon ausdrückte.

Gegen elf Uhr zog Ankerberg sich in das Zimmer, in welchem sein Bett stand, zurück. Es lag, wie alle „Fremdenzimmer“, im ersten Stock. Die Eintheilung dieses Theiles des Gasthauses war folgende: Genau in der Mitte des Gebäudes führte eine steinerne Treppe in die Beletage und endigte in einem Vorplaze, von welchem nach beiden Seiten Gänge ausliefen. Auf dem Corridor, welcher nach der linken, Rußdorf zugewandten Seite sich erstreckte, mündeten die Thüren von vier zweifensstrigen Zimmern, die sämmtlich als „Fremdenzimmer“ benutzt wurden. Dieser Gang empfing durch mehrere Fenster, welche einen Ueberblick des Hofraums

gestatteten, das Tageslicht. — Der rechtsseitige Corridor war, wie Ankerberg-Maltenberger geschickt aus einem gesprächigen Stammgast des „Bären“ herausbrachte, ehedem genau so lang, wie der linksseitige, da jedoch Silbernagel wähnte, daß von dem ungeheuren Fremdenzufluß, den nach seiner, wie nach jedes Wiener's Meinung, die Weltausstellung zur Folge haben müßte, auch für ihn ein erklecklicher Profit abfallen würde, so hatte er aus den vier großen Stuben des rechten Flügels dadurch sechs kleine hergestellt, daß er zwei Dritttheile des Corridors verbaute. Dieser Theil des Ganges war deshalb auch nur klein und durch ein Fenster erhellt. Auch mündeten nur drei Thüren auf ihn.

Die Speculation Silbernagel's war, wie der Stammgast ferner erzählte, gänzlich fehlgeschlagen. Während des ganzen Weltausstellungsommers logirte sich nur ein vornehmer Fremder, ein „Baron, im „wilden Bären“ ein, welcher mit einem Dampfer aus Süddeutschland kam und von einem Gepäckträger nach dem Gasthaus geführt wurde. Wie dieser Baron geheißen, konnte der Mittheilende sich nicht entsinnen, die Beschreibung indeß, welche er unaufgefordert lieferte, paßte Zug um Zug auf — den Baron Radwicz, alias Wiedenau.

Nun war dem Detektive Alles klar. Der Hochstapler hatte, gleich vielen Anderen seines Geschlechtes, Wien während der Weltausstellung für das geeignetste Terrain zur Ausführung von Gaunereien gehalten und war demzufolge hierher überfiedelt. Höchst wahrscheinlich war er schon mit der Absicht, die Banknotenfälschung in großartigem Maßstabe zu betreiben, nach der Metropole gekommen, denn einestheils konnte er wegen des großen Fremdenzuflusses hoffen, länger als sonst unentdeckt zu bleiben, andernteils ließ sich annehmen, daß es ihm aus demselben Grunde weit leichter als in normalen Zeitverhältnissen werden müßte, die Falsificate unterzubringen. Das Glück, welches, seltsam genug, den recht vermessenen Gaunern in der Regel hold ist, hatte ihn sofort nach seiner Ankunft in Wien mit einem Manne zusammengeführt, der schon damals vor der unerquidlichen Wahl zwischen Bettelarmuth oder Selbstmord stand. Dem raffinierten Gauner konnte die üble Lage Silbernagel's nicht lange verborgen bleiben, bald genug auch mußte er erkannt haben, daß der Gastwirth, dessen ganze Seele am Gelde hing, jede Gelegenheit, die ihm gestattete, sich vor der völligen Verarmung zu schützen, begierig benutzen würde. Unter so bewandten Umständen konnte es dem angeblichen Baron nicht schwer gefallen sein, Silbernagel für seine Pläne zu gewinnen, und wahrscheinlich hatten die Beiden noch während der Dauer der Ausstellung die Notenfälschung schwunghaft betrieben. Dafür zeugte wenigstens die Thatsache, daß noch vor Beendigung des Riesenwerkes zahlreiche Falsificate aufgetaucht*) waren.

So ungefähr waren die Ideencombinationen des Detektives, doch verhehlte er sich nicht, daß dieselben sich auch schließlich als nichtige Hirngespinnste erweisen könnten. Bis jetzt hatte er zum Mindesten noch nicht die mindeste Gewähr dafür, daß seine Vermuthungen zu Thatsachen werden könnten. Er wußte nicht einmal, ob wirklich Radwicz an der Fälschung

*) Thatsache. Es kamen namentlich viele Fünf- und Zehnguldennoten zum Vorschein. Nach großen Anstrengungen gelang es der Polizei, die Fälscher und deren Werkstätte aufzufinden. Bei dieser Gelegenheit wurden nur in falschen Fünfguldennoten nicht weniger als 40,000 Gulden gefunden.

der Noten betheiligte sei, ob der Zettel, welcher in der Torte verborgen gewesen, gerade von ihm herrühre und ob Bröselmeyer nicht vielleicht wegen einer ganz anderen Angelegenheit in Anspruch genommen worden war. Also Gewißheit! Zunächst mußte er sich darüber Aufklärung zu verschaffen suchen, ob ein geheimer Gang nach dem Schlafzimmer führe und, wenn das der Fall, welche mysteriöse Person jenes Lokal bewohne. Er hatte schon im Laufe des Abends Gelegenheit gefunden, nach oben zu schlüpfen und sich davon zu überzeugen, daß die Thüren, welche auf den rechtsseitigen Corridor ausmündeten, geschlossen waren. Auch die Boden- und die Kellertür waren versperrt. Die Vorräthe an Getränken und Victualien, welche Silbernagel besaß, lagen in einem Keller, in welchen man durch eine Fallthür hinter dem Schrankische gelangte.

Ankerberg hatte sich mehrere Stücke jener Gattung Wachs mitgebracht, welche von den Gaunern dazu benützt wird, Abdrücke von Schlüssellochern zu nehmen.*) Mit nicht geringer Freude nahm er wahr, daß in dieser Nacht kein einziger „Bettgeber“ Zuflucht im „wilden Bären“ gesucht hatte. Da die Witterung gelinde war, so zogt die Bagabunden vor, sich unter den Brücken, in den Kanälen und an sonstigen geeigneten Stellen zu betten, um die wenigen Kreuzer, welche sie für die Schlafstelle ersparten, am nächsten Tage lieber in Branntwein zu vertrinken. Maltenberger konnte deshalb die nöthigen Nachforschungen ohne Besorgniß vor Entdeckung oder Störung unternehmen. Doch war er trotzdem so vorsichtig, zu warten, bis die lautloseste Ruhe zu bekämpfen schien, daß kein Mensch im Hause mehr wach sei. Dann schlich er barfuß auf den Gang und nahm Wachsabdrücke von den Schlössern zur Bodenthür und zu den Thüren der rechts gelegenen Fremdenzimmer. Als er gerade mit dieser Prozedur fertig geworden war und überlegte, ob er wagen dürfte, sich auf den Hof in den rechtsseitigen Nebentrakt zu begeben und sich zu überführen, ob man von dort aus durch einen Gang oder über eine Treppe in das Hauptgebäude gelangen könne, dünkte es ihm, als wenn unten kaum hörbar eine geöffnete Thür klirrte. Er hielt den Athem an, um besser lauschen zu können, und vernahm nun, daß wirklich Jemand mit äußerster Behutsamkeit die Treppe hinauffschlich. Das Geräusch war so schwach, daß unter Hunderten kaum Einer es erhört haben würde. Der Detektive, dessen Gesicht- und Gehörsinn durch die unaufhörliche Übung, welche sein Beruf erheischte, sehr verschärft worden war, vernahm das unwesentliche Geräusch sofort und ein jäher Schreck durchzuckte ihn. Denn es schien kaum noch möglich, daß er unbemerkt in sein Schlafzimmer zurückgelangen könnte. Dieses befand sich am äußersten Ende des links gelegenen Ganges, während er an dem Fenster, welches der Corridor zur rechten Hand erhellte, stand. Er mußte demnach um die Treppe herumgehen, wenn er in den anderen Gang wollte, und aller Wahrscheinlichkeit nach mußte dann der Herauskommende ihn bemerken. Gesah das, dann konnte der Detektive seine Mission als gescheitert betrachten. Sein Umherschweiften im Hause um diese Zeit mußte selbstverständlich verdächtig erscheinen. Möglicherweise drängte sich dem Wirth oder dessen Complicen sofort der Argwohn auf, daß der angebliche Bagabund ein Polizeispion wäre, jedenfalls

indef mußte Silbernagel mutmaßen, daß Ankerberg nur deshalb in dem „wilden Bären“ eingekerkert sei, um eine günstige Gelegenheit zur Verübung eines Einbruchs abzupassen. Es ließ sich voraussehen, daß er eine Visitation der Kleidungsstücke Ankerberg's vornehmen würde und dann mußte er selbstverständlich die Wachsabdrücke vorfinden.

Diese Gedanken schossen dem Detektive blitzschnell durch den Kopf, ohne daß sie ihm jedoch die Geistesgegenwart auch nur für einen flüchtigen Moment geraubt hätten. Er ließ sich vielmehr alsbald auf den Boden nieder und trock auf Händen und Füßen dicht an der Wand entlang um die Treppe. Da die Nacht sehr finster und seine Kleidung schwarz war, so entkam er glücklich in sein Zimmer. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er vernahm, daß der Wirth nicht, wie er vermutet hatte, nach rechts einbog, sondern direct auf sein Schlafzimmer zu kam. Der Detektive hatte eben noch Zeit genug, die Thür zuzumachen und sich auf das harte Lager zu werfen, als der Nachtwandler bei dem Zimmer anlangte und lauschend stehen blieb. Der Detektive begann aus Leibeskräften zu schnarchen, und diese List hatte schnell den gewünschten Erfolg. Der Lauscher entfernte sich ebenso vorsichtig, wie er gekommen war, und der Detektive erhob sich allsogleich hastig, öffnete die Thür und lauschte hinaus. Zu sehen vermochte er nichts und auch das Geräusch der Schritte verlor sich mehr und mehr, um bald ganz zu ersterben. Diesmal mußte der Hausherr in ein Zimmer des rechten Flügels getreten sein, denn, wenn er wieder die Treppe hinabgestiegen wäre, würde der Beamte es haben unterscheiden können. Ankerberg blieb nun in einer unbeschreiblichen Spannung und Unruhe in seinem Schlafzimmer zurück. Es zu verlassen, wagte er nicht, wiewohl die brennende Neugierde ihn antrieb, nach dem anderen Corridor zu huschen und zu horchen, ob in einem der dort befindlichen Zimmer menschliche Stimmen sich hören ließen, — er wagte es nicht, weil er dabei leicht überrascht werden konnte. Dagegen blieb er lange Zeit regungslos in der offenen Thüre stehen und lauschte angestrengt, ob kein Geräusch zu vernehmen wäre. Doch waltete im ganzen Hause die tiefste Stille. Endlich vermochte er der auf ihn eindringenden Kälte nicht mehr Widerstand zu leisten; er flüchtete sich in das Bett, ließ jedoch die Thür weit offen, sodaß ihm auch das leiseste Geräusch nicht hätte entgehen können. Seine Wachsamkeit erwies sich jedoch auch diesmal als völlig resultatlos. Alles blieb still. Stunde um Stunde entrann und endlich graute die Dämmerung herauf. Kurz vor sechs Uhr wurde es im Hause lebendig. Silbernagel's Richte hatte den Pfuhl verlassen, um den Holzschleimern, die, wie gewöhnlich, im „Bären“ ein halbes Seidel „Unblachten“ (Kornbranntwein) zum Frühimbiß tranken, ehe sie sich an die schwere Arbeit begaben, die Thür zu öffnen. Auch Ankerberg verließ unmuthig über den Mißerfolg das Lager. Er wußte nicht recht, wie er sich das Ereigniß der Nacht deuten solle. Hatte Silbernagel, denn für diesen hielt er den Nachtwandler, wirklich nur beabsichtigt, sich davon zu überzeugen, ob der verdächtige Gast sich auch im Bett befände? Dann hätte er ihn aber doch die Treppe hinabsteigen hören müssen. Hinunter gegangen war er indef nicht, darauf hätte Ankerberg einen Eid abgelegt, so sicher war er der Schärfe und Zuverlässigkeit seines Gehörs. Wenn Silbernagel hingegen in ein Zimmer des oberen Stockwerks gegangen war, dann mußte er entweder oben geblieben sein oder es mußte eine geheime Verbindung

*) Ein solches Stück Wachs heißt: „Schawe.“ Vor dem Gebrauch wird die innere Seite desselben angefeuchtet.

zwischen der Beletage und dem Erdgeschos existiren. — Der Detektive entschloß sich schnell, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob der Gastwirth in seinem Schlafzimmer sich befände. Dieses lag, wie schon erwähnt, unmittelbar neben dem Extrazimmer und hatte zwei Fenster, die auf den Hof hinausgingen. Da Silbernagel's Nichte vollauf mit der Bedienung der Gäste zu thun hatte, so durfte er hoffen, unbemerkt zu bleiben. Schnell ging er auf den Hof, schritt diesen seiner ganzen Länge nach hinauf, als wolle er sich die Gebäude ansehen, kehrte dann zurück und blieb kurze Zeit vor einem Fenster des Schlafzimmers stehen. Dieses war nicht durch ein Rouleaux verhüllt, sodas die scharfen Blicke des Detektives alle Winkel der Stube zu durchmustern vermochten. Silbernagel lag wirklich im Bett und, wie es schien, im festen Schlaf. Nun trat der Agent an den entgegengesetzten Hoftrakt, um zu untersuchen, ob aus diesem eine Treppe in das Hauptgebäude führte. Doch genügte ein einziger prüfender Blick, ihm die Gewißheit zu verschaffen, das dies nicht der Fall sein könne, denn die Zimmer des Seitengebäudes stiehn unmittelbar mit dem Hauptgebäude zusammen und da sie von Arbeiterfamilien bewohnt waren, so blieb auch die Annahme ausgeschlossen, das man durch eine Thür aus dem Haupt- in das Nebengebäude gelangen könne.

Unterberg kehrte nun in die Schankstube zurück, genoß ein Glas Cognac und verabschiedete sich darauf von der Nichte, welcher er sagte, das er sich recht eifrig nach einer Beschäftigung umsehen wolle. In der Währingerstrake, unfern seiner Wohnung, gab er die Wachsabdrücke einem bekannten Schlosser und empfing die Zusage, das die Schlüssel bis zum Abend fertig sein würden. Darauf eilte er in sein gemüthliches Heim und schlief den Schlaf der Gerechten bis in den Nachmittag hinein.

Die Ruthmachung des Detektives, das der Nachtwandler Silbernagel sein mußte, war vollkommen richtig. Der Bärenwirth pflegte sich, so oft „Bettgeher“ bei ihm einkehrten, davon zu überführen, ob Niemand von diesen Ehrenmännern Gelüste darnach verspürte, in die Schankzimmer einzubrechen, um die dort vorhandenen Vorräthe zu rauben. Unterberg hatte ihm ebenfalls Mißtrauen eingefloßt, weshalb er auch diesem gegenüber seiner vorsichtigen Maxime treu zu bleiben beschloß. Nachdem er sich vergewissert zu haben glaubte, das der „Bettgeher“ fest schlief, begab er sich in das Schlafzimmer des rechten Flügels. Man gelangte vom Gang aus nicht unmittelbar in dieses, sondern zunächst in ein kleines nach dem Hof zu gelegenes Vorzimmer. Der Boden desselben war mit Decken belegt, doch war dafür Vorsorge getroffen, das Niemand unbemerkt in das Vorzimmer treten konnte. Die Thür stand nämlich mit einem elektrischen Apparate in Verbindung, der das jeweilige Oeffnen der Thür durch einen scharfen Glockenschlag im Schlafzimmer ankündigte.

Als der Wirth das dunkle Vorgemach durchschritten hatte, regte sich im Schlafzimmer etwas. Silbernagel blieb in der Nähe der Verbindungstür stehen und unmittelbar darauf ergoß sich eine Vidisfluth durch das Vorzimmer, ohne das man hätte sagen können, durch welche Oeffnung dieselbe hineinsloß. Dann wurde die Thür zum Schlafzimmer geöffnet, Silbernagel trat ein und stand einem noch jungen Manne gegenüber, dessen elegante Haltung verrieth, das er gewohnt sei, sich in den besten Gesellschaftskreisen zu bewegen. Dieser

fashionable Herr war kein Anderer, als der Baron Radwicz, alias Wiedenau.

„Ich kann Ihnen eine gute Nachricht mittheilen, Herr Silbernagel,“ sagte er. „Die Platte zu den Fünzigguldennoten ist fertig geworden.“

„Endlich.“

„Die Herstellung hat ziemlich lange Zeit in Anspruch genommen, dafür ist die Platte aber auch vorzüglich gut gerathen.“

„Wie jede andere, die Sie angefertigt haben,“ meinte der Bärenwirth verbindlich.

„Ihr Compliment verdiene ich leider nicht, — die Platte zu den Hunderten ist gerade kein Meisterstück.“

„Der Fehler ist ja nicht der Rede werth.“

„Nun, ich sollte doch meinen, das er eine große Bedeutung für uns habe,“ lachte der Gaunerbaron. „Wäre er nicht vorhanden gewesen, dann hätte man die Fälschung noch lange nicht entdeckt und die Polizei wäre nicht so eifrig hinter mir hergewesen.“

„hm.“ meinte Silbernagel im Zweifeltone, „das möchte ich doch nicht als gewiß annehmen. Ihr Rencontre mit dem Bojaren —“

„Das hätte nicht viel zu bedeuten gehabt, wenn ich nicht so thöricht gewesen wäre, dem Walachen Fälsficate zu geben. Freilich ließ ich mich von der zuversichtlichen Hoffnung bestimmen, das er, wie so mancher Andere, dem es ebenso ergangen, unverzüglich abreisen würde.“

„Glauben Sie denn, das gerade jene Fälsficate uns besonders gefährlich geworden sind?“

„Das ist ja unzweifelhaft. Aus dem Umstande, das der Bojar vier Fälsficate auf einmal von mir erhielt, mußte die Polizei den Schluß ziehen, das ich mit den Banknotenfälschern in Verbindung stände. Auch Schani hat diese Wahrnehmung gemacht.“

„Schani?“

„Unser neuer Verbündeter.“

„Ah, der Mann, den ich gestern Abend zu Ihnen führte?“

„Derselbe.“

„Sie haben ihn für uns angeworben?“

„So ist es. Er kann und wird, wie ich glaube, uns Nutzen bringen.“

„Schenken Sie ihm denn Vertrauen? Wenn er nun ein verkappter Polizeispion wäre?“

„Dann würde er doch schwerlich so thöricht sein, mir mitzutheilen, das die Polizei ihn zu unserer Auffpürung encouragirt habe. Uebrigens fesselt diesen Mann sein eigener Vortheil an uns. Er braucht Geld, viel Geld, und kann dasselbe weit leichter und in reichlicherem Maße erwerben, wenn er in unserem Interesse wirkt, als in dem der Polizei.“

„Ich hoffe, in kurzer Zeit noch einen recht brauchbaren Complicen uns gewinnen zu können,“ bemerkte nun der Wirth und erzählte dem Pseudobaron von dem lustigen Wababunden Unterberg.

„Ich glaube auch, das wir an diesem Burschen eine treffliche Acquisition machen werden,“ sagte Radwicz, nachdem der Wirth seinen Bericht beendet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Flandereien am Kamin.

Eine gefährliche Luftschiffahrt.

Im Frühjahr 1838 annoncirte der zu jener Zeit berühmte Luftschiffer Delaunai eine Fahrt von Paris nach London, hierbei ein Passagierbillet für den Preis von 200 Franken anbietend; dies erwarb ein Engländer Namens Johnston. Nachdem zwei Tage ein der Fahrt günstiger Wind aus Süden blies, wurde von D. die Abfahrt für den nächsten Tag bestimmt, welche von einem geeigneten Plage vor der Barrière des Faubourg St. Denis in Scene gesetzt werden sollte. Eine unabsehbare Menschenmenge wohnte der Abfahrt bei. Während nun der Ballon gefüllt wurde und immer größere Dimensionen annahm, stand Johnston, der glückliche Besitzer des Passagierbilletes, vor dem Koloß; desto näher die Zeit der Abfahrt heranrückte, je deutlicher zeigte sich auf seinem Gesichte und in seiner ganzen Haltung eine wachsende Angst. Aufmerksam haite dies ein junger einfach gekleideter Mann an seiner Seite verfolgt — wenige Minuten vor der Abfahrt trat er an Johnston heran und sagte zu ihm: „Mein Herr, Sie können der Wissenschaft einen großen Dienst erweisen; es scheint, als ob die Fahrt Ihnen keine sonderliche Freude machen würde, überlassen Sie mir, einem jungen unbemittelten Naturforscher Ihr Billet und erfreuen Sie sich des Bewußtseins, hierbei Ihren Reichthum wohl verwerthet zu haben.“ Einen Augenblick schwante J. noch, doch als Delaunai zum Einsteigen rief, gab er dem Fremden schnell das Billet und mit diesem ein neues dickes wollenes Plaid. Dem jungen Naturforscher blieb nicht Zeit zu langem Danke, er drückte die Hand J.'s., warf das Plaid über den Arm, stieg in die kleine Gondel, in welcher auch D. Platz nahm, auf dessen Befehl die Laine, welche den Ballon an die Erde fesselten, durchgehauen wurden, und dieser stieg unter dem Jauchzen der Zuschauer wie ein Adler stolz in die Lüfte. Kaum hundert Fuß von der Erde entfernt, mußte D. schon den Unbekannten darauf aufmerksam machen, daß er sich ruhig verhalten müsse. Der günstigste Wind führte den Ballon, ohne dessen Steigen zu hemmen, mit rapider Geschwindigkeit dem Canale zu. Plötzlich lehnte sich der Fremde über Bord und blickte starr in die Tiefe unter sich, wandte dann eben so schnell seinen Blick auf sein vis-à-vis D. und fragte diesen, nach unten deutend, nach dem Namen der dort liegenden kaum erkennbaren Stadt. „Es ist Amiens“, erwiderte D., der aufmerksam auf das sich mit einem Male ändernde Wesen des Fremden wurde. „Amiens? Sie sind im Irrthum, das ist Dijon, ich kenne es, sehen Sie dort die weißen Mauern? Es sind die des Irrenhauses zu Dijon! Fort, fort von hier, sie verfolgen mich!“ D. sah erstarrt auf den Unglücklichen, er ahnte, mußte, mit wem er Hunderte von Faden über der Erde in einem kleinen Schiffe allein war. Vergebens stellte D. ihm vor, daß Dijon ja südlich von Paris läge und sie dem Norden zusteuerten, der junge Mann beharrte auf seiner Meinung und rief dann stets: „Fort! fort! schnell fort von hier, werfen wir den Ballast über Bord!“ Diesem Anspruche folgte auch bald die That; die mit Sand und Sägespänen gefüllten Säcke wurden von ihm, ohne daß D. es hindern konnte, in die Tiefe geschleudert, ihm folgte Alles, was nicht niets- und nagelfest war, ja selbst die Kleider, die er an hatte, bis er schließlich völlig nackt dastand. Der Ballon schoß jetzt pfeilschnell durch die Lüfte. Der Unbekannte blickte zurück, noch immer schienen seine Augen auf jenen für ihn — wie es schien — so entsetzlichen Punkt, den er für Dijon hielt, gerichtet zu sein; ein Kampf schien in seinem Innern vor sich zu gehen; schnell drehte er sich um. „Mein Herr“, sagte er zu D., der mit emporgestäubtem Haar allen seinen Bewegungen folgte, von welchen ja auch für ihn Tod und Leben abhingen, „mein Herr! Zwei sind zu viel auf dieser Rußhaale und die Doppellast verhindert den Flug des Ballons, deshalb muß Einer von uns weichen, gutwillig wird es Keiner thun, und so schlage ich Ihnen denn vor, mit mir um das Leben zu kämpfen.“ D. hatte Zeit gewonnen, einen Entschluß zu fassen. „Ich stimme vollkommen mit Ihnen überein, mein Herr“, entgegnete er, von seinem Sitz aufstehend,

„und schlage Ihnen deshalb einen ehrlichen Kampf vor. Wir stellen uns mit gespreizten Beinen, die Füße auf den beiden Bords des Rahms, einander gegenüber, nehmen uns nach Ringerart den Arm um die Taille und der Stärkere bleibt als Sieger allein hier oben.“ Schweigend zustimmend nickte der Fremde. „Nun so stellen Sie sich auf,“ fuhr D. fort, „ich balancire das Schiff.“ Als der Fremde den Fuß an den einen Bordrand gesetzt und den anderen eben hob, benutzte D. schnell den günstigen Augenblick und gab ihm einen mächtigen Stoß, der ihn hinunter in die graufige Tiefe stürzte. — Am Morgen des andern Tages fanden Bauern in der Nähe von Boulogne den nackt ausgezogenen Leichnam eines Mannes, dessen Todesart von den hinzugezogenen Aerzten keiner feststellen konnte. Die hierauf bezüglichen behördlichen Recherchen fanden endlich durch einen Brief Delaunai's aus London ihre Erledigung, in welchem D. jene entsetzliche Luftfahrt beschrieb, die ihn der Selbsterhaltung wegen zum Mörder machte. Nun wurde es der Polizei leicht, zu ermitteln, daß jener Unglückliche der Sohn eines Lyoner Advocaten war, welcher einer unglücklichen Liebe wegen wahnsinnig geworden und zur Heilung nach Dijon gebracht wurde, wo er wenige Tage vor jener Luftfahrt Gelegenheit fand, zu entfliehen.

Vor einiger Zeit ereignete sich in Carnay in einem Hause auf dem Vogelwischenfeld in Folge höchst leichtsinnigen Umganges mit Dynamit ein schreckliches Unglück, über welches der „Ess. Ztg.“ folgender genauerer Bericht zugeht: Ein Bergmann bewahrte trotz des strengen Verbotes der Polizei in seiner gemietheten Wohnung eine ansehnliche Partie Dynamitpatronen. Diese waren feucht geworden und wollten nicht recht brennen. Mit unverzeihlichem Leichtsinne legte er nun ein Packetchen, in welchem angeblich 5 Pfund Dynamit enthalten waren, auf den Ofen. Bald darauf erfolgte die Explosion, wodurch die ganze Hälfte des von ihm bewohnten massiv erbauten Hauses buchstäblich zertrümmert und er mit seinen beiden Kindern unter den Trümmern seines Hauses begraben wurde. Es gelang den aufgeschreckten Nachbarn, die unglücklichen, schwer verletzten Opfer aus dem Schutthaufen hervorzuziehen, es wird an ihrem Auskommen gezweifelt. Die Explosion war eine so starke gewesen, daß die Fensterscheiben der gegenüberliegenden Häuser total zertrümmert waren.

Türkische Justiz.

Der türkische Botschafter, welcher im Jahre 1768 zu Paris war, hatte bei einem Juwelenhändler daselbst einen Diamant gekauft. Während des Handels entwendete einer von seinen Leuten einen Ring. Ein kleines Kind sah es und sagte es dem Vater, da der Türke schon weg war. Der Juwelenhändler schrieb solches an den türkischen Botschafter. Dieser antwortete: er solle nur 24 Stunden Geduld haben. Nach dieser Zeit erhielt der Juwelenhändler eine Kiste, an ihn adressirt. — Er schlug sie auf und fand den Kopf des Diebes, der zwischen den Zähnen den Ring hielt.

Um einen Blumenstrauß im Glase lange frisch zu erhalten, empfiehlt die „Zen. Ztg.“ folgendes Verfahren: Als erste Regel gilt, nicht zu viel Blumen in ein Glas zu stellen, das Wasser jeden Morgen zu wechseln und jedes verwelkte Blatt, sobald ein solches sichtbar wird, zu entfernen, indem man es sogleich mit dem ganzen Blattstiel abschneidet. Alsdann sei räthsam, salpetersaures Natron (Würfelsalpeter) in das Wasser zu thun. Wenn man von demselben so viel, wie man bequem zwischen den Zeigfinger und Daumen fassen kann, bei dem jedesmaligen Wechsel des Wassers in das Glas wirft, so wird man abgeschnittene Blumen in ihrer vollen Schönheit vierzehn Tage erhalten können.